

Nur (k)eine Berufslehre! Eltern als Rekrutierungspool

Dossier 16/4

Prof. Dr. Margrit Stamm



Prof. Dr. Margrit Stamm
Direktorin des Forschungsinstituts Swiss Education
em. Ordinaria für Erziehungswissenschaft an der Universität Fribourg
Neuengasse 8
CH-3011 Bern
+41 31 311 69 69

margrit.stamm@unifr.ch
margritstamm.ch

Inhalt

Vorwort.....	5
Ziele und Inhalte des Dossiers.....	7
Management Summary.....	9
Schlüsselbotschaften.....	12
Briefing Paper 1: Die heimlichen Einflussgrößen auf die Berufswahl.....	15
Briefing Paper 2: Ins Gymnasium um jeden Preis.....	14
Briefing Paper 3: Attraktivität und Qualität der Berufsbildung.....	20
Briefing Paper 4: Gesellschaftliche Einflüsse.....	25
Briefing Paper 5: Die Eltern und ihr Einfluss auf die Berufswahl.....	27
Briefing Paper 6: Was kann man tun? Fünf Empfehlungen.....	30

Vorwort

Es ist eigenartig: Die Berufsbildung genießt in der Schweiz einen ausgesprochen guten Ruf – auch bei Akademikern. International wurde sie sogar in einer amerikanischen Studie zu den sechs Staaten mit den besten Berufsbildungssystemen gezählt. Andererseits gehen ihr die Lehrlinge aus. Noch 2007 hätte man sich nicht vorstellen können, dass viele Betriebe sieben Jahre später in bestimmten Berufen händeringend junge Menschen für eine Berufsausbildung suchen. Dabei muss die Berufsbildung einen Spagat bewältigen: Zum einen gilt es, leistungsschwache Jugendliche in die Berufslehre und den Arbeitsmarkt zu integrieren, zum anderen, leistungsstarke Auszubildende anzusprechen und für eine anspruchsvolle Berufsausbildung zu gewinnen.

In beiderlei Hinsicht tut man mittels gezielter Massnahmen, Kampagnen (wie berufsbildungsplus.ch), professionellerer Berufsinformation und -vorbereitung oder dem Jahr der Berufsbildung ausgesprochen viel. Auch Betriebe entdecken, dass sie ihre Selektionspraxen ändern und sich stärker um potenzielle Auszubildende bemühen müssen.

Alle diese Anstrengungen haben jedoch zwei empirische Tatsachen ausgeblendet: Erstens, dass Eltern als die wichtigsten und entscheidendsten heimlichen Meinungsmacher bei der Berufswahl gelten. Obwohl der Bundesrat laut seinem Bericht vom Dezember 2013 die Erziehungsberechtigten mehr einbeziehen will, ist das Bewusstsein hierzu noch bescheiden. Zweitens wissen wir aus vielen Studien, dass es für die schulische und berufliche Laufbahn viel wichtiger ist, aus welcher Familie Kinder und Jugendliche stammen als welche Schulform sie besuchen. 50% des Bildungserfolgs lässt sich allein durch Faktoren jenseits schulischer Institutionen erklären. In der Konsequenz bedeutet dies, dass wir in den letzten zwanzig Jahren hohe Erwartungen in die Wirksamkeit der Berufsvorbereitung in der Schule gesetzt, die Faktoren des Kontextes jedoch deutlich vernachlässigt haben. Neben der Familie (Eltern) gehören Lehrkräfte, die Peers und die Medien dazu. Sie beeinflussen, wenn auch deutlich weniger ausgeprägt als die Eltern, die Präferenzen heutiger Jugendlicher für oder gegen eine Berufslehre.

Heute sind folgedessen kaum systematische und gezielte Strategien verfügbar, welche die Eltern in den Blick nehmen. Fast gänzlich fehlt auch Erkenntnis, dass diese Adressatengruppen unterschiedlich sind. Die Eltern gibt es nicht, unterscheiden sind Eltern, welche sich kaum die Berufslaufbahn ihres Nachwuchses interessieren und die Verantwortung an Schule und Be-

rufsbildung delegieren wollen von ausgesprochen bildungsambitionierten Eltern, die oft in jedem Fall für ihren Nachwuchs eine akademische Laufbahn anstreben.

Nicht nur sie, sondern auch viele Lehrkräfte, glauben immer noch daran, dass der akademische Weg der einzig Richtige und Sichere sei. Viele von ihnen sehen eine Berufslehre als Sackgassenausbildung, oft, weil sie schlecht informiert sind. Wer hat denn schon genaue Kenntnis darüber, dass Berufslehre und Berufsmaturität den Weg an eine Fachhochschule erlauben?

Davon handelt dieses Dossier. Es thematisiert die Hintergründe, weshalb heute Eltern die wichtigste Orientierungsinstanz für ihre Sprösslinge im Hinblick auf die berufliche Laufbahn sind und welche Rolle der Kontext spielt. Gerade weil elterliche Erwartungshaltungen einen wichtigen Einfluss auf die Schulleistungen des Nachwuchses haben und Bildungsentscheidungen sehr früh, meist bereits im Primarschulalter, gefällt werden, zeigt das Dossier auf, weshalb und wie

der Berufsorientierungsprozess als Informationsprozess viel früher als dies bisher der Fall ist, einsetzen sollte. Hierin liegt ein verschüttetes Potenzial, um die ungebrochene Attraktivität des Gymnasiums und die beeinträchtigte Attraktivität der Berufsbildung etwas zu korrigieren.

Denn dass heute die Berufsbildung vor allem von Jugendlichen aus nicht akademischen Elternhäusern in Anspruch genommen wird, ist kein zukunftssträchtiger Zustand. Vielmehr sollten Neigungen und Fähigkeiten den Aus-

schlag zur Berufs- und Bildungswahl geben und nicht die Präferenz der Eltern. Wenn dem so wäre, dann wären mehr Talente in der Berufsbildung vertreten.

Deshalb ist eine gelingende Berufsorientierung für unser Berufsbildungssystem als Ganzes, aber auch für jede Region, nicht nur eine bildungs- und sozialpolitische Herausforderung, sondern auch ein wichtiger Standortfaktor. Das vorliegende Dossier liefert hierzu die notwendigen Hintergrundinformationen und regt zu einer gezielteren Diskussion dieser Thematik an.

Bern, im August 2016

Margit Stamm

em. Ordinaria für Erziehungswissenschaft an der Universität Fribourg



Ziele und Inhalte dieses Dossiers

Das vorliegende Dossier enthält in komprimierter Form das aktuell verfügbare wissenschaftliche Wissen zu den Hintergründen, weshalb Eltern die wichtigste Orientierungsinstanz für ihre Kinder im Hinblick auf die berufliche Laufbahn geworden sind und welche Konsequenzen daraus für die Berufsbildung abgeleitet werden können. Andere Einflussgrößen, wie beispielsweise die Lehrkräfte, werden in diesem Dossier nicht thematisiert. Das Dossier verfolgt drei Ziele:

- Es filtert die wichtigsten wissenschaftlichen Ergebnisse von Studien heraus, die für das Verständnis der Thematik wichtig sind.
- Es zeigt auf, in welcher Richtung und anhand welcher Handlungsstrategien Elternarbeit weiterentwickelt werden müsste, um die Berufsbildung im Vergleich zum akademischen Bildungsweg wieder attraktiver werden zu lassen.
- Es liefert eine neue Perspektive auf die gesellschaftspolitische Diskussion rund um das duale Berufsbildungssystem, das sich bisher vorwiegend auf die Rolle der Betriebe und der Berufsfachschulen sowie der Verbände konzentriert, die heimlichen und wichtigsten Meinungsmacher – die Eltern – jedoch aussen vor gelassen hat.

Zunächst werden in einem Management Summary die Erkenntnisse zu den insgesamt sechs Briefing Papers kurz erläutert und zu einzelnen Schlüsselbotschaften verdichtet. Anschliessend wird in einem ersten Briefing Paper ausgeführt, weshalb die aktuelle Diskussion rund um die Attraktivität der Berufsbildung den Kontext jenseits der formalen Bildung stark vernachlässigt hat, insbesondere die Eltern. Briefing Paper 2 untersucht, was hinter der Frage «Um jeden

Preis ins Gymnasium?» steckt. In Briefing Paper 3 wird die Attraktivität der Berufsbildung im Hinblick auf die Herausforderungen diskutiert, um Eltern als Promotoren und damit als Rekrutierungspool für berufliche Laufbahnen gewinnen zu können. Welche Rolle die Bildungsentscheidungen der Eltern im Kontext gesellschaftlicher Entwicklungen spielen, zeigt Briefing Paper 4 auf. Briefing Paper 5 wirft einen differenzierten Blick auf die elterlichen Einflüsse. Unter anderem verweist es auf die Rolle der ausserschulischen Lernunterstützung und auf das beträchtliche Ausmass, mit welchem Eltern ihren Nachwuchs insgesamt lenken. Briefing Paper 6 enthält fünf Handlungsempfehlungen.

Alle Dossiers sind auf der Website margritstamm.ch herunterladbar. Mit Bezug auf die Berufsbildung erschienen sind bisher folgende Dossiers:

- Talentmanagement in der beruflichen Grundbildung. Dossier 12/2. Universität Fribourg: Departement Erziehungswissenschaften.
- Migrantinnen mit Potenzial. Begabungsreserven in der Berufsbildung ausschöpfen. Dossier 12/4. Bern: Forschungsinstitut Swiss Education.
- Lehrlingsmangel. Strategien für die Rekrutierung des Nachwuchses. Dossier 13/2. Bern: Forschungsinstitut Swiss Education.

Management Summary

Briefing Paper 1: Die heimlichen Einflussgrössen auf die Berufswahl

Die Diskussion um die Förderung der dualen Berufsbildung darf nicht zu stark auf das Berufsbildungssystem selbst setzen. Beachtet werden sollten genauso die heimlichen Einflussgrössen, welche bei der Berufswahl und bereits lange vorher entscheidend sind. Neben Peers, Medien und Lehrkräften sind es vor allem die Erziehungsberechtigten, also in den meisten Fällen die Eltern.

Briefing Paper Seite 15

Seit der ersten Veröffentlichung der PISA-Untersuchungsergebnisse im Jahr 2003 konzentrieren wir unsere gesamte Aufmerksamkeit fast vollständig auf Schule und Ausbildung. Fast alles, was ausserhalb dieser formalen Bildung geschieht, vernachlässigen oder übersehen wir. Deshalb unterschätzen wir die Wirkungen wichtiger Einflussgruppen, wie beispielsweise die Familie.

Bei zukünftigen Diskussionen um die Attraktivität der Berufsbildung, um Berufsvorbereitung und Berufswahl, sind insbesondere die Eltern weit stärker als dies bis anhin der Fall gewesen ist, ins Blickfeld zu rücken. Deshalb muss der immer wieder beklagte Trend zum Gymnasium auch auf der Folie dieses Blickwinkels betrachtet werden.

Briefing Paper 2: Ins Gymnasium um jeden Preis?

Eltern haben heute einen enormen Drang nach hoher Bildung für ihren Nachwuchs. Das Gymnasium ist so beliebt wie noch nie. Das bedeutet jedoch nicht automatisch, dass die Berufsbildung die Verliererin sein muss. Der Trend zum Gymnasium ist zu relativieren.

Briefing Paper 2 Seite 17

Zwar ist der Trend zum Gymnasium, sowohl bei einheimischen, aber auch bei gut gebildeten zugewanderten Familien gross, ebenso jedoch die tendenziell ablehnende Haltung gegenüber der Berufsbildung. Trotzdem ist dieser Akademisierungstrend zu relativieren. Was der Berufsbildung vor allem zu schaffen macht, ist die demographische Entwicklung, d.h. der Rückgang der Jugendjahrgänge. Weil jedoch nach wie vor gleich viele oder gar etwas mehr Jugendliche den gymnasialen Weg wählen, stehen der Berufsbildung deutlich weniger Jugendliche – auch leistungsstarke – zur Verfügung. Es sind somit nicht generell die Gymnasien, welche für

den Lehrlingsmangel verantwortlich gemacht werden können. Die Maturitätsquote hat sich in den letzten 15 Jahren nicht drastisch, sondern eher gemächlich erhöht. Heute liegt sie gesamtschweizerisch bei ca. 20%.

Weshalb der akademische Bildungsweg eine derart grosse Anziehungskraft hat, dürfte verschiedene Ursachen haben. Mit Sicherheit eine grosse Rolle spielt die Tendenz zu mehr Exzellenz und Wettbewerb im gesamten Bildungssystem, von der Vorschule («Exzellenzkrippen», «Bildungskrippen») bis zur Hochschule («Exzellenzuniversitäten»; «Exzellenzforschung»). Solche Entwicklungen versetzen viele Eltern in Unruhe, so dass sie zunehmend eine soziale Angst entwickeln, ob ihre Sprösslinge im Vergleich zu anderen schlechter sind oder Vorteile haben. Konkurrenzfähigkeit ist zum unausgesprochenen Erziehungsziel geworden. Nachhilfe und teure Gymvorbereitungskurse sind Ausdruck davon.

Viele Eltern haben jedoch unrealistische Vorstellungen von den Fähigkeiten ihres Kindes entwickelt. Akademikereltern überschätzen diese oft, während Eltern aus einfachen Sozialschichten sie häufig unterschätzen oder ihre intellektuellen Fähigkeiten nicht entsprechend würdigen.

Diese Situation sollte Anlass werden, um im Hinblick auf die Attraktivität der Berufsbildung über die Bücher zu gehen.

Briefing Paper 3: Attraktivität und Qualität der Berufsbildung

Unser Berufsbildungssystem bekommt national und international regelmässig Höchstnoten. Es wäre somit verfehlt, von gravierenden Qualitätsmängeln zu sprechen. Angesichts der Attraktivitätsproblematik geht es vielmehr um die Frage, welche Herausforderungen bestehen, um Eltern als Promotoren für die Berufsbildung gewinnen zu können.

Briefing Paper 3 Seite 20

Die Berufsbildung ist sehr heterogen geworden. Sie muss einen Spagat bewältigen und sowohl für leistungsstarke Jugendliche attraktiv sein und bleiben als auch den Fachkräftenachwuchs aus der Population leistungsschwacher Jugendlicher erschliessen, denen bislang häufig «fehlende Ausbildungsreife» attestiert worden ist.

Viel zu wenig bekannt ist, dass die Durchlässigkeit unseres Berufsbildungssystems eine Viel-

zahl an Aufstiegsmöglichkeiten – z.B. über die Berufsmatura an die Fachhochschulen sowie über eine Passerelle an die Universität – ermöglicht oder aber auch einen Aufstieg ins mittlere Kader über die höhere Berufsbildung. Trotz diesen erfreulichen Perspektiven gibt es eine Achillesferse: die Tatsache, dass der Zugangsweg zur Berufslehre im Vergleich zum Gymnasium deutlich komplexer und für eine junge Person mitten in der Pubertät oft überfordernd ist. Während im ersten Fall ein bestimmter Notendurchschnitt oder eine einzige Aufnahmeprüfung genügt, erfordert der Weg in die Berufsbildung vom Jugendlichen selbst (und seinen Eltern) ein enormes Engagement, von der Schnupperlehre bis zum Lehrvertrag.

Viele Väter und Mütter resignieren angesichts der Tatsache, dass ihr Kind keine Lehrstelle findet. Oft sind es Eltern aus sozial schwachen Schichten oder benachteiligte Migrant*innen. Trotz vielen Bewerbungen muss ihr Nachwuchs ins Übergangssystem – mit keineswegs gesicherter Aussicht auf einen Ausbildungsplatz.

Für viele Betriebe liegt die Problematik in der «fehlenden Ausbildungsreife», deren Ursachen sie oft in der mangelnden Erziehungskompetenz der Familie und dem fehlenden Drill in der Schule sehen. Diese Sichtweise ist jedoch eine zu einfache und zu lineare. Die Problematik ist eine gesellschaftliche und deshalb eine komplexe. Bekannt ist inzwischen, dass die Ursachen für den Lehrlingsmangel auch in den Betrieben selbst liegen und keinesfalls nur in der fehlenden Ausbildungsreife der Jugendlichen. So zeigt sich nämlich, dass Betriebe, welche in der Regel alle Lehrstellen besetzen können, ihre Rekrutierungs- und Selektionspraxen ändern und beispielsweise Multi-/Basis-Checks, Schulnoten und Schulabschlussniveau geringer, Persönlichkeitsmerkmale wie Leistungsbereitschaft, Höflichkeit, Fleiss, Pünktlichkeit etc. jedoch höher gewichten. Oft stellen sie auch verstärkt junge Frauen in technischen Berufen ein.

Briefing Paper 4: Gesellschaftliche Einflüsse

Man kann die Frage nach der Attraktivität der Berufslehre nicht beantworten, ohne einen Blick auf die gesellschaftspolitischen Ziele der letzten Jahrzehnte und deren Wirkungen auf Eltern beantworten. «Aufstiegsmobilität» und «Bildungsentscheidungen» spielen dabei eine herausragende Rolle.

Briefing Paper 4 Seite 25

In den letzten dreissig Jahren ist sehr viel getan worden, um allen Jugendlichen eine gute Aus-

bildung zu ermöglichen. Doch hat die seit den 1970er Jahren anhaltende Bildungsexpansion nicht dazu geführt, dass auch Arbeiterkinder im vorgesehenen Ausmass den Weg an die Universitäten finden. Nach wie vor prägt eine gehobene soziale Herkunft den Zugang zum Gymnasium.

Jugendliche aus bildungsnahen Elternhäusern werden – manchmal mit Biegen und Brechen – ins Gymnasium gelotst – obwohl vielleicht viele von ihnen handwerkliche Talente hätten. Umgekehrt könnte ein nicht kleiner Teil der eher bildungsfern aufwachsenden Jugendlichen ein Gymnasium absolvieren, verfügt aber nicht über die notwendige (finanzielle) Elternunterstützung. Das hat sehr viel mit den so genannten «sekundären Herkunftseffekten» zu tun, die auf der Art und Weise beruhen, wie und wann Eltern Bildungsentscheidungen treffen. Gemäss dieser Theorie verfügen höhere Sozialschichten über eine grössere Bildungsmotivation und finanzielle Ressourcen, weshalb für sie früh schon nur das Gymnasium in Frage kommt. Eltern unterer Sozialschichten hingegen entscheiden sich trotz guter Schulleistungen ihrer Kinder kaum fürs Gymnasium, weil sie das frühere Einkommen in der Berufslehre stärker gewichten und das Gymnasium nicht aus der eigenen Erfahrung kennen.

Diese Theorie verdeutlicht, dass Bildungsentscheide sehr früh getroffen werden, lang vor der eigentlichen Berufswahlphase und Eltern oft einen Tunnelblick haben.

Briefing Paper 5: Die Eltern und ihr Einfluss auf die Berufswahl

Die Eltern spielen die wichtigste Rolle in den Laufbahnentscheidungen. Sie sind nicht nur die wichtigsten Coaches und Ratgeber ihrer Kinder, sondern haben auch einen entscheidenden Anteil, inwiefern ihre Kinder geschlechtstypische oder -atypische Berufe wählen. Eltern müssen deshalb ein zentrales Element in der aktuellen Diskussion um Attraktivität der Berufsbildung und Lehrlingsmangel werden.

Briefing Paper 5 Seite 27

Vielleicht erstaunlich, empirisch jedoch vielfach bestätigt: Väter und Mütter sind im Prozess der Berufsorientierung trotz der enorm gestiegenen Bedeutung der Gleichaltrigen (Peers) auch heute noch enorm wichtig. Sie haben einen grossen, insbesondere auch emotionalen, Einfluss auf die Berufswahl ihrer Söhne und Töchter. Vielfach sind es die Mütter, welche die sozialen Bezugspersonen in diesem Prozess darstellen.

Elternerwartungen können einen sowohl über- als auch unterfordernden Einfluss auf ihren Nachwuchs haben. So ist wenig erstaunlich, dass vor allem in bildungsambitionierten Familien ab dem Schuleintritt stark auf angemessene Schulleistungen geachtet wird. Stellen sich die erwarteten Leistungen nicht wie gewünscht ein, wird häufig mit «Lerndoping» reagiert, d.h. mit Nachhilfe- und Unterstützungsangeboten unterschiedlichster Art.

Aber auch dann, wenn der Entscheid auf eine Berufslehre fällt, behalten die Eltern – sehr oft vor allem die Mütter – das Zepter in der Hand. Sie nehmen dann häufig die Berufsorientierung gar nicht als Prozess wahr, sondern lediglich als Umsetzungsphase ihrer eigenen Vorstellungen. Der Sohn oder die Tochter soll den Beruf wählen, den sie selbst als der angemessenste erachten.

Dazu kommt die Problematik, dass Eltern die Fähigkeiten ihres Kindes häufig durch eine geschlechtsspezifische Brille wahrnehmen und die Berufswahl ihrer Kinder entsprechend einseitig unterstützen. Folgedessen entscheiden sich Mädchen und Knaben nur dann für geschlechtsuntypische Berufe, wenn ihre Eltern selbst in solchen Berufen tätig sind oder ein progressives Geschlechtsrollenbild haben.

Eine grundsätzlich problematische Tatsache ist die, dass viel zu viele Eltern die Struktur und Möglichkeiten unseres Bildungssystems gar nicht kennen, insbesondere seine im internationalen Vergleich beiseite Durchlässigkeit. Diese Informationslücke ist in allen Schichten festzustellen, insbesondere aber auch in ausländischen Familien.

Insgesamt fehlt es nicht an Informationen und Ratgebern zur Berufswahl, wohl jedoch an solchen relevanter Art. Sie thematisieren zu wenig die Vor- und Nachteile der unterschiedlichen Bildungswege sowie der Fähigkeiten und Talente, über welche der Nachwuchs im Hinblick auf welche Ausbildungsvariante verfügen müsste. Oft wissen Eltern (und ihre Kinder) zudem kaum, wie sie vorhandene Berufsinformationen auswählen und gewichten sollen. Zudem kommen sie viel zu spät damit in Kontakt.

Eine systematische Integration der Elternarbeit in die Berufswahlvorbereitung, aber insbesondere auch in die Kampagnen rund um die Werbung für die Berufsbildung – wie etwa dem neuen Programm «Match-Prof.» des SBFI, das Jugendliche den offenen Lehrstellen zuführen will – ist notwendig. Elternarbeit muss jedoch bereits am Anfang der Zukunftsplanung der Kinder einsetzen, also nicht erst in der Sekundarstufe I.

Briefing Paper 6: Was kann man tun? Fünf Empfehlungen

Die Diskussion um die schwindende Attraktivität der Berufsbildung und die damit verbundene Mühe, Nachwuchs zu finden, sollte um den Blick auf die Familie, insbesondere auf die Eltern als der wichtigsten Orientierungsinstanz, erweitert werden. Deshalb gilt es, entsprechende Strategien zu entwickeln. Anzusetzen ist auf verschiedenen Ebenen.

Briefing Paper 6 Seite 30

Wenn die Berufsbildung als gleichwertige Alternative zum akademischen Bildungsweg wahrgenommen und von den Eltern und ihrem Nachwuchs auch gewählt werden soll, dann braucht es zunächst einmal eine umfassende Aufklärungsarbeit. Darüber hinaus sind jedoch ebenso neue Ideen gefragt, welche das Ansehen der Berufslehre deutlicher vermitteln. Nur so lassen sich zukünftig vermehrt leistungsstarke Jugendliche für die Berufsausbildung gewinnen.

Dementsprechend sind die Handlungsempfehlungen auf folgende Punkte ausgerichtet:

- Empfehlung 1: Informationsstrategien neu ausrichten
- Empfehlung 2: Adressatenspezifische Grundlagen von Elternarbeit schaffen
- Empfehlung 3: Interkulturelle Familienarbeit etablieren
- Empfehlung 4: Informations- und Beratungsarbeit früher starten
- Empfehlung 5: Betriebliche Aktivitäten proaktiv auf Eltern ausrichten

Schlüsselbotschaften

Briefing Paper 1: Die heimlichen Einflussgrößen auf die Berufswahl

- Die Berufsbildung sollte verstärkt Einflussgrößen der Berufswahl jenseits der Jugendlichen selbst, der Schule und der Betriebe berücksichtigen.
- Die Eltern haben den stärksten Einfluss auf die Berufswahl.
- Der beklagte Akademisierungstrend muss diese Tatsache berücksichtigen.

Briefing Paper 2: Ins Gymnasium um jeden Preis?

- Verschiedene Elterngruppen, vor allem auch gebildete Zugewanderte, haben eine tendenziell ablehnende Haltung gegenüber der Berufsbildung.
- Konkurrenzfähigkeit ist zum unausgesprochenen Erziehungsziel geworden. Nachhilfe und teure Gymivorbereitungskurse sind Ausdruck davon.
- Viele Eltern haben unrealistische Vorstellungen von den Fähigkeiten ihres Kindes. Bildungsambitionierte Eltern überschätzen diese häufig.

Briefing Paper 3: Attraktivität und Qualität der Berufsbildung

- Die im internationalen Vergleich einmalige Durchlässigkeit unseres Bildungssystems ist viel zu wenig bekannt.
- Ausgesprochen viele Eltern wissen gar nicht, dass eine Berufslehre über die Berufsmatura an die Fachhochschulen sowie über eine Passerelle an die Universität führen kann.
- Ein Nachteil des Berufsbildungssystems ist, dass der Zugangsweg in die berufliche Grundbildung im Vergleich zum Gymnasium deutlich komplexer und für eine junge Person mitten in der Pubertät oft überfordernd ist.

Briefing Paper 4: Gesellschaftliche Einflüsse

- Zentral sind die frühen Bildungsentscheidungen der Eltern.
- Eltern aus gehobenen Sozialschichten haben eine grosse Bildungsmotivation und

hohe finanzielle Ressourcen, weshalb für sie nur das Gymnasium in Frage kommt.

Briefing Paper 5: Die Eltern und ihr Einfluss auf die Berufswahl

- Väter und vor allem Mütter haben einen besonders hohen emotionalen Einfluss auf die Berufswahl ihres Nachwuchses.
- In bildungsnahen Familien spielt die auserschulische Lernunterstützung (Nachhilfe, Lernstudios etc.) eine zentrale Rolle.
- Die Wahl der Berufslehre behandeln Eltern oft nur als Umsetzungsphase ihrer eigenen Vorstellungen.

Briefing Paper 6: Was kann man tun? Fünf Empfehlungen

- Die fünf Handlungsempfehlungen richten sich sowohl auf die neue und frühere Ausrichtung von Informationsstrategien aus als auch auf die Erarbeitung adressatenspezifischer Grundlagen für Elternarbeit inklusive interkultureller Familienarbeit.
- Eine Empfehlung nimmt auch die Möglichkeiten von Betrieben im Hinblick auf eine proaktive Einbindung der Eltern in den Blick.

Nur (k)eine Berufslehre! Eltern als Rekrutierungspool

Dossier 14/4

Prof. Dr. Margrit Stamm

Briefing Paper 1: Die heimlichen Einflussgrößen auf die Berufswahl

Die aktuelle Diskussion um die Berufsbildung hat wie andere Diskurse auch Bezüge zu den Schulleistungsstudien PISA. Seit der ersten Veröffentlichung der Untersuchungsergebnisse vor mehr als zehn Jahren wird die Aufmerksamkeit fast ausschliesslich auf die Schule, d.h. auf die Instanzen der formalen Bildung, gelegt. Alles, was sie, in Bezug auf die Berufsbildung auch den Betrieb, umgibt (Familie, Peers, Vereine, Medien etc.), wird vernachlässigt, übersehen und deshalb in ihren Wirkungen unterschätzt.

Eine der Ursachen liegt darin, dass Schulen, Berufsfachschule und Betriebe, aber auch viele Verbände und Organisationen der Arbeitswelt, ihre eigene Arbeit entweder ausschliesslich unter dem Aspekt der schulischen oder der betrieblichen Ausbildung betrachten. Eine Folge davon ist, dass die Übergänge aussen vor bleiben und die jeweils andere Institution für das verantwortlich gemacht wird, was man selbst als ungenügend betrachtet. Ein Beispiel sind die Schulen der Sekundarstufe I, die oft als Sündenböcke für die fehlende Ausbildungsreife heutiger Jugendlicher herhalten müssen. Diese institutionelle Selbstbezogenheit führt dazu, dass alles andere aus dem Blick gerät.

Somit sind nicht nur Schulen, Berufsberatungen und Betriebe oder die Jugendlichen selbst, zentral für die hier diskutierte Thematik. Der Kontext, in dem Berufsinformation und Berufswahl stattfinden, ist genauso wichtig und bildet die andere Seite der Medaille.

Einflussgruppen als Formen der Alltagsbildung

Es gibt verschiedene Einflussgruppen, die allgemein als Elemente der Alltagsbildung verstanden werden. Dazu gehören neben der Familie die auserschulischen Unterstützungsleistungen, Peers, Medien und Computer inkl. Social Media.

- **Die Familie:** Die Familie gilt als die am meisten unterschätzte Form der Alltagsbildung. Sie ist wenig strukturiert, lebens- und meist auch mediennah. In der einen Familie wird dem Kind ein gut gepolstertes Konto im Sinne sozialen und kulturellen Kapitals und hohen Erfolgserwartungen mitgegeben, in einer anderen Familie ist es eine Hypothek an Schulden, welche Kinder mitschleppen müssen und die sich oft im Desinteresse der Eltern artikuliert. Die Trennungslinie verläuft zwischen den Eltern der Mittel-/Oberschicht und den Milieus am unteren Rand der Gesellschaft. Dieses ungleich verteilte soziale, öko-

nomische und kulturelle Kapital prägt die Berufswahl.

- **Ausserschulische Unterstützungsleistungen:** Ebenfalls viel zu wenig berücksichtigt wird der in den letzten Jahren zunehmend boomende Markt an zusätzlichen Dienstleistungen, die ausserhalb des Bildungssystems stattfinden und als «Ergänzungsleistungen» verstanden werden können. Dazu gehören die Unterstützung der Eltern oder Dritter bei den Hausaufgaben, persönliche externe Lerncoaches, Nachhilfeunterricht oder Lernstudios etc.
- **Peers und Medien:** Dass es auch «informelle Nebenschulen» gibt, in denen Kinder und Jugendliche sozialisiert werden, hat bisher nur am Rande Eingang in die Diskussion gefunden. Dazu gehören die Peers (d.h. die Gleichaltrigen), die Vereine und Förderkurse, welche von den Eltern organisiert werden (z.B. Ballett, Judo, Fussball etc.). Gleiches gilt für den starken Einfluss der Medien. Sie haben beispielsweise einen wichtigen Anteil daran, *ob* sie Bildungs- und Berufswahlthemen, die für Eltern früh schon wichtig und von Interesse sind, thematisieren und *wie* sie dies tun. Bisher haben die Medien solche Themen jedoch marginal aufgenommen.
- **PC und Social Media:** Computerkompetenzen gehören nicht zu den schulischen Kernfächern, gelten aber ohne Zweifel als basale Kulturtechnik des heutigen Alltags. Jugendliche, welche mit dem PC vertraut sind, haben Vorteile in der Berufswahl gegenüber solchen ohne. Wer mit einem Computer vertraut ist, nutzt in der Regel auch Social Media (Hurlmann & Andresen, 2010).

Ausbildung ist somit mehr als Schule. Es gibt andere allgemeine und sehr relevante Bildungsorte. Deshalb lässt sich im Ergebnis vieles des Positiven wie auch des Negativen, was wir in der Regel ziemlich unüberlegt entweder der Verantwortlichkeit der obligatorischen Schule oder der Verantwortung der Berufsbildung zuordnen, nicht oder zumindest nicht wirklich auf sie zurückführen.

Das Problem der «Ausbildungsreife» ist auch eines der Alltagsbildung

Ein Beispiel ist die immer wiederkehrende Diskussion um die «Ausbildungsreife» der Jugendlichen. Meist ist es so, dass Verbände die volle Verantwortung der Schule zuschieben und von ihnen mehr Drill fordern. Dies ist aber eine zu enge Sichtweise. Denn wiederum im Rückgriff

auf PISA zeigt sich, dass Migration und soziale Herkunft die Leistungsunterschiede der 15-jährigen mehr erklären als die Schulform. Im Hinblick auf die Ausbildungsreife heisst dies somit auch, dass dieses, unhinterfragt der obligatorischen Schule zugeordnete Problem nicht per se schulimmanent, sondern vielmehr auch Ausdruck der von der Alltagsbildung (nicht) erbrachten und kaum sichtbaren Leistungen ist. Die Alltagsbildung – zu der insbesondere auch die Familie gehört – hat einen grösseren Einfluss auf die Präferenzen der Jugendlichen als die Schule. Denn Kinder und Jugendliche werden in ihren Familien oft so sozialisiert, dass sie in der Schule zu wenig motiviert, aufmerksam und lernbereit sind. Deshalb werden die schulergänzenden Formen der Alltagsbildung immer mehr zur entscheidenden Schaltstelle, wenn es um die Berufswahl geht. Dieser Aspekt ist bisher unbeachtet und unterschätzt geblieben.

Fazit

Bei der Diskussion um die Förderung der dualen Berufsbildung ist zu berücksichtigen, dass sie nicht zu stark auf das Berufsbildungssystem selbst, d.h. auf die Betriebe und Berufsschulen sowie die Organisationen der Arbeitswelt setzt, sondern ebenso auf die heimlichen Einflussgrössen, zu denen neben den Peers und den Medien vor allem die Erziehungsberechtigten gehören. Der Bundesrat hat dies in seinem Bericht vom Dezember 2013 erkannt.

Nicht nur die Familie, sondern auch die anderen Agenten der Alltagsbildung sind deshalb bei zukünftigen Diskussionen um die Attraktivität der Berufsbildung stärker ins Blickfeld zu rücken. Es dürfte entscheidend darauf ankommen, diese bisher unbeachteten Einflussgrössen im Hinblick auf die Weiterentwicklung der Berufsbildung sichtbarer zu machen.

Es kann davon ausgegangen werden, dass ein ebenso grosses Potenzial ausserhalb der Tore der Berufsbildung liegt wie innerhalb. Es sind weniger Schule und Berufsbildung, sondern vor allem die unbeachteten Formen der Alltagsbildung, welche das Abdriften von und die Attraktivität der Berufslehre ausmachen. Deshalb muss der immer wieder beklagte Trend zum Gymnasium auch auf der Folie dieses Blickwinkels betrachtet werden.

Weiterführende Literatur

Eidgenössisches Departement für Wirtschaft, Bildung und Forschung (2013). Gezielte Förderung und Unterstützung von Jugendlichen mit unterschiedlichen Begabungspotenzialen an der Nahtstelle I und in der Berufsbildung. Bern. <http://www.news.admin.ch/NSBSubscriber/message/attachments/32871.pdf>

Hurrelmann, K. & Andresen, S. (2010). Kinder in Deutschland. 2. World Vision Kinderstudie. Frankfurt a. Main.

Briefing Paper 2: Ins Gymnasium um jeden Preis?

Das Gymnasium ist so beliebt wie noch nie. In der Schweiz besuchen derzeit ca. 74 000 Jugendliche eine Schule, die zur Matura führt. Eltern haben heute einen enormen Drang nach hoher Bildung. Dies trifft auch auf gut gebildete Zugewanderte zu, denn in ihren Herkunftsländern gilt die Matura für die gebildete Mittelschicht als Standard.

Dass gerade bei solchen Eltern gegenüber der Berufslehre eine Abneigung besteht, verdeutlicht eine Auswertung der PISA-Daten von Stefan Wolter (2012). So bestehen zwischen einheimischen und ausländischen Jugendlichen mit gleichen schulischen Leistungen und sozialer Herkunft grosse Unterschiede, wollen doch 40% weniger Jugendliche der ersten Ausländergeneration eine Berufslehre absolvieren, jedoch 30% mehr ein Gymnasium besuchen. Sehr ähnlich sieht es bei den Jugendlichen der zweiten Ausländergeneration aus, obwohl diese etwas weniger das Gymnasium, dafür häufiger eine Vollzeit-Ausbildung (wie etwa eine Fachmittelschule) anstreben.

Der Trend zum Gymnasium ist zu relativieren

Der Trend zum Gymnasium muss allerdings differenziert werden. Denn, was der Berufsbildung vor allem zu schaffen macht, ist die demographische Entwicklung, d.h. der Rückgang der Jugendjahrgänge zwischen 2012 und 2018 um 8%. Weil jedoch nach wie vor gleich oder gar etwas mehr Jugendliche den gymnasialen Weg wählen, stehen der Berufsbildung deutlich weniger Jugendliche – auch leistungsstarke – zur Verfügung. Dazu kommt, dass der kontinuierliche Anstieg der Mädchen-Quote in den Gymnasien dazu geführt hat, dass das weibliche Geschlecht in den technischen Berufen verstärkt fehlt. Tatsache ist somit – wie dies auch Patrick Schellenberg (2011) deutlich gemacht hat – dass es nicht generell die Gymnasien sind, welche für den Lehrlingsmangel verantwortlich gemacht werden können. Die Hauptursache liegt in den sinkenden Schülerzahlen, welche die Berufsbildung besonders spürt. Die Maturaquote ist in den letzten Jahren im Wesentlichen die gleiche geblieben.

Die Anziehungskraft des Gymnasiums zeigt sich jedoch in den steigenden Anmeldungen an die Aufnahmeprüfungen. Im Kanton Zürich waren es im Jahr 2013 beispielsweise fast 4'000 Kinder, welche ins Langzeitgymnasium eintreten wollten. Dies entspricht 29% des betreffenden Jahr-

anges. Aufgenommen wurde jedoch nur etwa die Hälfte von ihnen. Auch gesamtschweizerisch hat sich die Maturitätsquote nicht drastisch, sondern eher gemächlich, erhöht. Heute liegt sie gesamtschweizerisch bei ca. 20% (vgl. Tabelle 1).

Tabelle 1: Maturitätsquote insgesamt (2015)
(Bundesamt für Statistik)

Kanton	Gymnasiale Matura	Berufsmatura	Total
AI	19.3	9.9	29.2
AG	14.6	13.2	27.8
AR	16.4	13.3	29.7
BE	18.8	15.4	34.2
BL	22.6	12.5	35.1
BS	29.3	8.0	37.3
FR	23.6	15.7	39.3
GE	28.6	7.4	36.0
GL	10.8	12.6	23.4
GR	18.9	16.1	35.0
JU	21.4	15.4	36.8
LU	18.7	11.4	30.1
NE	26.9	15.1	42.0
NW	16.9	12.7	29.2
OW	16.7	14.9	31.6
SG	13.2	15.2	28.4
SH	16.2	19.1	35.3
SO	14.5	11.2	25.7
SZ	17.5	10.8	28.3
TG	13.9	13.0	26.9
TI	27.5	16.8	44.3
UR	13.3	11.7	25.0
VD	24.7	8.2	32.9
VS	17.7	13.0	30.7
ZG	23.9	18.1	42.0
ZH	18.5	13.7	32.2
CH	20.0	13.2	32.2

Tabelle 1 verdeutlicht, wie gross die Unterschiede in den Kantonen sind, sowohl im Hinblick auf die gymnasiale Matura als auch die Berufsmatura. Während im Jahr 2012 in Basel Stadt fast jeder Dritte eine gymnasiale Matura ablegte, waren es bei einem Schweizer Durchschnitt von 20% im Kanton Uri gerade mal 13.3%. Diese enormen Unterschiede verweisen auf den sehr unterschiedlichen Stellenwert der gymnasialen Ausbildung in den einzelnen Kantonen und auf die unterschiedlichen Wirtschaftsstrukturen. Das Gefälle bei der Berufsmatura ist zwar auch vorhanden, insgesamt aber weniger deutlich. Tendenziell haben Kantone mit einer eher niedrigen gymnasialen Maturaquote (wie etwa der Kanton Schaffhausen mit 16.2% eine hohe Berufsmaturaquote (19.1%) und umgekehrt (Basel-Stadt mit 29.3% vs. 8.0%).

Nicht ersichtlich werden in der Tabelle die enorm grossen Unterschiede nach geographi-

scher Region. Während in bildungsnahen Gegenden bis zu 60% der Kinder ein Gymnasium besuchen, sind es in bildungsfernen Gegenden nicht einmal 10%.

Bildungspanik und das Gymnasium

Weshalb hat der akademische Bildungsweg eine derart grosse Anziehungskraft? Was steckt dahinter? Zwar dürfte ein ganzes Konglomerat an Ursachen und Hintergründen damit verbunden sein, doch spielen mit Sicherheit die Reformen in unserem Bildungssystem sowie globalisierte Trends zu mehr Exzellenz und Wettbewerb eine Rolle. Dies hat zur Folge, dass viele bildungsbestrebte Eltern eine Steigerung der Leistungsanforderungen konstatieren, die sie beängstigen. All die Meldungen um höhere Ansprüche an die Matura, Vergleichstests, frühe Fremdsprachen oder allein schon der Begriff Exzellenz versetzt sie in Unruhe. Auch im eigenen Betrieb hören sie von Exzellenz, die man braucht, um sich im Wettbewerb gegen andere durchzusetzen. Es gibt heute «Exzellenzkrippen», «Bildungskrippen», exzellente Schulen, exzellente Gymnasien, «exzellente Hochschulen» und auch «exzellente Forschung». Somit verwundert es kaum, dass Eltern vor allem beschäftigt, ob ihre Kinder im Vergleich zu anderen, die sie kennen, zu kurz kommen oder Vorteile haben. Dabei ist es weniger der Neid, sondern vielmehr die soziale Angst, nicht mithalten zu können. Dies allerdings ist ein selbstdestruktiver Zirkel.

Müssen wir uns auf dieser Basis wundern, wenn Konkurrenzfähigkeit als unausgesprochenes Erziehungsziel gilt? Oft sind es diejenigen Eltern, welche eine Lehre und eine höhere Ausbildung absolviert haben, die auf das Gymnasium ihres Nachwuchses drängen. Selbst aus Elternhäusern stammend, die sich kaum darum gekümmert haben, welche Schulen die eigenen Kinder besuchen oder welche Laufbahn sie anstreben, geht es dieser neuen Mittelschicht vor allem um Bildung und das Wissen, wo man in der Hierarchie steht, weniger jedoch um Besitz und Vermögen. Bildung hat für sie vermehrenden Charakter, d.h. man kann aus dem, was man hat, mehr machen.

Ein weiterer Grund dürfte der sein, dass bildungsambitionierte Eltern auf die Bemühungen der Bildungspolitik um Inklusion respektive Integration und Benachteiligtenförderung gezielt mit zusätzlichen Bildungsbemühungen reagieren, um ihren Nachwuchs nicht gefährdet zu wissen. Oder sie wählen den Weg der stillen Migration, d.h. den Weg aus dem öffentlichen ins private Bildungssystem.

Lerndoping: Nachhilfe

Es erstaunt nicht, wenn viele Eltern alles tun, damit ihr Kind die Aufnahmeprüfung ans Gymnasium besteht oder den nötigen Notendurchschnitt erreicht. Nachhilfe in irgendeiner Form ist enorm verbreitet.

Interessanterweise sind jedoch die Hauptgründe für Nachhilfe nicht mehr dieselben, wie noch vor ein paar Jahren. Ging es damals darum, schlechte Noten aufzubessern, eine drohende Klassenrepetition zu verhindern oder Stoff nachzuarbeiten, ist das Hauptmotiv heute der Wunsch nach besseren Noten, um den Vorsprung zu behalten. Hof und Wolter (2012) sprechen deshalb bei Nachhilfe auch von «Lerndoping». Sie konnten nachweisen, dass durchschnittlich 20% der Schüler ein solches Angebot in Anspruch nehmen. In Grunders (2013) Studie waren es ca. 16%.

Im Hinblick auf die Gymnasien sind Vorbereitungskurse besonders beliebt. Diese kosten allerdings bis 55 000 CHF, sind jedoch in der Regel schnell ausgebucht. Der Drang zum Gymnasium ist somit beträchtlich. Aber der tatsächliche Erfolg hängt offenbar in vielen Fällen vom ökonomischen Kapital des Elternhauses ab. Aus diesem Grund werden in vielen Kantonen Gratis-Vorbereitungskurse fürs Gymnasium verhandelt, um gerechtere Chancen für Kinder aus finanzschwachen Familien zu erreichen. Obwohl solche Bemühungen sozialpolitisch bestechend sind, hätten sie wahrscheinlich einen weiteren Akademisierungsschub zur Folge. Denn damit würden dem Gymnasium Tür und Tor geöffnet, während die Berufsbildung auszubluten droht.

Um diesem Trend etwas entgegenzuhalten, ist in letzter Zeit immer der Ruf nach strengeren Maturitätsprüfungen ertönt. Vor dem Hintergrund der aktuell verbreiteten Bildungsangst ist allerdings kaum davon auszugehen, dass solche Drohungen Wirkung zeigen. Vielmehr ist damit zu rechnen, dass bildungsbeflissene Eltern ihre Optimierungsstrategien anpassen, sprich: Sie werden versuchen, ihren Kindern über Nachhilfe, Lernstudios, Lern-Foren oder über Privatschulen zu Vorteilen zu verhelfen, damit sie auch allenfalls härtere Matura-Prüfungen bestehen.

Unsicherheiten des akademischen Bildungsweges

In den Köpfen vieler Eltern hat sich irgendwann festgesetzt, dass zwischen einem Bildungsabschluss und der späteren Qualifikation eine Korrelation bestehe. Dass es solche Zusam-

menhänge gibt, sie jedoch nur schwach sind, wird dabei kaum zur Kenntnis genommen. Dazu kommt, dass nicht wenige Eltern unrealistische Vorstellungen vom Verlauf der Bildungsbiographie ihrer Kinder haben. Akademikereltern überschätzen ihre Kinder oft, während Eltern aus einfachen Sozialschichten sie häufig unterschätzen oder ihre intellektuellen Fähigkeiten nicht entsprechend würdigen.

Bildungsambitionierte Eltern sind vor allem überzeugt, dass der akademische Weg der sicherere sei. Die Statistik zeigt jedoch anderes: So beginnen ca. 10% der Personen mit einer Matura in der Tasche gar kein Universitätsstudium, 25% verlassen die Universität ohne Abschluss, und 10% mit einem Universitätsabschluss finden keine dauerhafte Stelle.

Fazit

Das Gymnasium wird wohl auch weiterhin eine hohe Anziehungskraft behalten. Das bedeutet jedoch nicht automatisch, dass die Berufsbildung die Verliererin sein muss. Dies wird zwar allgemein so formuliert, denn die Berufsbildung hat sich in den letzten Jahren zu sehr auf ihre Binnenentwicklung konzentriert und zu wenig um ihr Renommee mit Taten gekümmert. Erst seit wenigen Jahren hat sie begonnen, ihre Attraktivität besser aufzuzeigen und zu verkaufen. Gegenüber bildungsambitionierten Eltern müsste sie dies noch verstärkt tun.

Insgesamt geht es darum, über die Bücher zu gehen, vor allem in Bezug auf die Berufsfindungs- und Selektionspraxen. Denn im Vergleich zum Zugangssystem an die Gymnasien ist das Zugangssystem in die berufliche Grundbildung ausgesprochen anspruchsvoll. Dies kommt in Briefing Paper 3 zum Ausdruck.

Weiterführende Literatur

Bundesamt für Statistik (2015). Maturitätsquoten. Neuenburg: Bundesamt für Statistik. <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/15/06/dos/blank/05/03.html>

Bude, H. (2011). *Bildungsspanik*. Freiburg: Herder.

Hof, S. & Wolter, S. C. (2012). *Nachhilfe – Bezahlte ausserschulische Lernunterstützung in der Schweiz*. SKBBF Staff Paper 8.

Grunder, H.-U. et al. (2013). *Nachhilfe. Eine empirische Studie zum Nachhilfeunterricht in der deutschsprachigen Schweiz*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.

Schellenberg, P. (2011). *Nicht die Gymnasien schwächen die Berufsbildung*. Zürich: Avenir Suisse. <http://www.avenir-suisse.ch/10357/nicht-die-gymnasien-schwachen-die-berufsbildung/>

Briefing Paper 3: Attraktivität und Qualität der Berufsbildung

Ist es nicht eigenartig? Jeden Tag überqueren hunderte von in der Schweiz lebenden deutschen Schülerinnen und Schülern in grenznahen Gebieten der Ostschweiz die Grenze, um in Deutschland das Gymnasium besuchen. Sie tun dies, weil ihre Eltern nicht wollen, dass sie in der Schweiz eine Berufslehre absolvieren. Diese in den Medien oft diskutierte Tatsache verdeutlicht, dass unser Land augenscheinlich Mühe hat, nicht nur Schweizer, sondern auch ausländische hier lebende Familien von den Vorzügen unseres dualen und hoch durchlässigen Berufsbildungsmodells zu überzeugen. Wie steht es denn um seine Attraktivität insgesamt, aber auch um seine Qualität?

Grundsätzlich ist mit aller Deutlichkeit festzuhalten, dass das SBFI ausgesprochen viel tut, um die Position der Berufsbildung als attraktives, komplementäres Pendant zur gymnasialen Bildung zu stärken. Solche Bemühungen kommen in vielfältigen Anstrengungen zum Ausdruck und sind auch in der OECD-Studie «Learning for jobs» (Hoeckel et al., 2009) gewürdigt worden, bescheinigt sie der Schweizer Berufsbildung doch «beeindruckende Qualitäten» (S. 1). Es wäre somit verfehlt, von gravierenden Qualitätsmängeln zu sprechen und diese als Ausgangslage für die hier diskutierte Problematik zu nehmen. Vielmehr geht es in diesem Briefing Paper darum, die Frage nach der Attraktivität und der Qualität des Schweizer Berufsbildungssystems dazu zu nutzen, aufzuzeigen, in welchen Bereichen Entwicklungspotenziale vorhanden wären, um Eltern als Promotoren für die Berufsbildung gewinnen zu können.

Anschliessend an eine kurze Diskussion des Status Quos und des Durchlässigkeitsmodells werden vier Herausforderungen genannt, die im Zusammenhang mit der Zukunft der Berufsbildung eine Rolle spielen: die Zugangsanforderungen, das Übergangssystem, die Selektionspraxen sowie die geschlechtstypische Berufswahl.

Der Status Quo: Die Bürde der Heterogenität

Im Allgemeinen nimmt man viel zu wenig zur Kenntnis, wie heterogen die Berufsbildung heute geworden ist. Es gibt Berufsausbildungen mit hohen Anforderungen, solche mit vor allem hohem Sozialprestige, andererseits solche mit relativ geringem Qualifikationsprofil. Für diejenigen, welche die Schule ohne Ausbildungsplatz verlassen resp. deren Kulturtechniken nicht genügen,

bleibt das Übergangssystem. Unser Berufsbildungssystem muss diese ganze Bandbreite abdecken und dabei einen Spagat bewältigen:

- Es muss attraktiv sein und bleiben für leistungsstarke, gut qualifizierte Jugendliche, die eine anspruchsvolle Berufsausbildung absolvieren wollen. Deshalb müssen sie den Weg bis zur Hochschulreife aufgezeigt und vorgeebnet bekommen.
- Es muss den Fachkräftenachwuchs auch aus der Population leistungsschwacher Jugendlicher erschliessen, denen bislang «fehlende Ausbildungsreife» attestiert worden ist und die aus solchen oder auch aus anderen Gründen im Übergangssystem gelandet sind.

Das Modell der Durchlässigkeit

Die duale Grundbildung gilt allgemein als ein Vorzeigeweg für junge Menschen, die eine berufs- und praxisnahe Qualifizierung für den Arbeitsmarkt suchen. Zudem ermöglicht das Berufsbildungssystem heute aufgrund seiner Durchlässigkeit eine Vielzahl an Aufstiegsmöglichkeiten. Oft wird argumentiert, das schweizerische Berufsbildungssystem sei auch wesentlich für die tiefe Jugendarbeitslosigkeit verantwortlich (Strahm, 2010; 2014).

Trotz der enormen Entwicklungen im letzten Jahrzehnt ist dieses grosse Plus des Berufsbildungssystems viel zu wenig bekannt. Zwei Beispiele:

- **Berufsmaturität (BM):** Kein Zweifel besteht darüber, dass die Berufsmaturität (zusammen mit den Fachhochschulen) zu den wichtigsten Bildungsinnovationen der letzten Jahre gehört. Insbesondere trägt sie zur besseren Durchlässigkeit zwischen beruflicher und akademischer Bildung bei. Grundlegend ist die Möglichkeit, mit einer Berufsmatura an die Fachhochschulen sowie über eine Passerelle an die Universität zu gelangen (=Tertiärstufe A). Obwohl diese Neuerungen von Bildungspolitik und medialer Öffentlichkeit breit akzeptiert werden, sind sie trotzdem nicht völlig etabliert und integriert. Viele Eltern und Jugendliche sind sich nicht bewusst, welche Möglichkeiten ihnen dadurch eröffnet werden. Und nicht alle Betriebe sind Berufsmatura-Absolventinnen und -Absolventen gegenüber positiv eingestellt, denn sie sind während der Woche oft abwesend. Darauf weisen die stagnierenden Zahlen bei der ausbildungsbegleitenden Berufsmatura hin.

- **Höhere Berufsbildung:** Noch weniger bekannt ist die höhere Berufsbildung (Berufsprüfung, höhere Fachprüfung, höhere Fachschule=Tertiärstufe B). Sie erlaubt, auch ohne Berufsmatura einen Tertiärabschluss zu erlangen. Bildungsleistungen im Tertiär-B-Bereich können in Bildungsgängen an Fachhochschulen angerechnet werden. Um die Abschlüsse der höheren Berufsbildung im europäischen Bildungs- und Arbeitsmarkt besser zu positionieren und aufzuwerten, sollen neue Titelbezeichnungen mit dem international verständlichen Berufstitel «Professional Bachelor» eingeführt werden. Der Nationalrat hat dies am 12.06.2014 beschlossen.

Herausforderung I: Reflexion der Zugangsanforderungen

Trotz diesen hoffnungsvollen Durchlässigkeitsperspektiven hat die berufliche Grundbildung eine Achillesferse: die ungleichen Zugangswege zum akademischen und zum berufsbildenden Ausbildungsweg und zwar zu Ungunsten des letzteren. Deshalb kann die Aussage, dass der Berufsbildung in den letzten 15 Jahren die 10% bis 15% der potentiell besten Auszubildenden an die Gymnasien verloren gegangen sind, zumindest im Ansatz auch damit begründet werden.

Nicht gerade für die Berufslehre sprechen zunächst einmal ganz einfache Tatsachen: die von vielen Jugendlichen als hart empfundenen Realitäten des beruflichen Alltags, d.h. früher Arbeitsbeginn am Morgen, Hausaufgaben nach getaner Arbeit am Abend, nur noch wenige Wochen Ferien pro Jahr. Zweitens sind die Zugangswege in die berufliche Grundbildung im Vergleich zu denjenigen ins Gymnasium deutlich komplexer und auch (über-)fordernder. Während hier ein bestimmter Notendurchschnitt oder eine einzige Aufnahmeprüfung genügt, erfordert der Weg in die Berufsbildung vom Jugendlichen selbst und seinen Eltern ein enormes Engagement. Dies bleibt weder den Eltern noch den Jugendlichen verborgen, weshalb sich viele allein aus solchen Gründen für das Gymnasium entscheiden dürften.

Wer den Weg der Berufslehre wählt, muss sich bereits im zarten Alter von 13 Jahren für eine Schnupperlehre bewerben. Ist dieser Schritt geschafft, geht es darum, Bewerbungen zu schreiben, sich in Vorstellungsgesprächen oder Assessments erfolgreich zu bewähren sowie Testverfahren wie Multi- und Basischecks zu absolvieren. Erst dann kann auf eine Zusage gehofft werden.

Haben wir uns schon überlegt, was dies für solche Jugendliche bedeutet? In einer Phase, in der

sie vor allem mit sich, den Veränderungen ihres Körpers und der Abgrenzung vom Elternhaus beschäftigt sind? Und dass sie aus entwicklungspsychologischer Sicht kognitiv überhaupt erst mit etwa 15 Jahren in der Lage sind, die Anforderungen eines Vorstellungsgesprächs zu erfüllen, also beispielsweise überlegen zu können, was Vorgesetzte denken und wie man sich auf diese einstellen muss? Sicher ist, dass der Berufswahlprozess, so wie er heute organisiert ist, für viele Jugendliche zu anspruchsvoll geworden ist und für die Eltern ein Nonstop-Engagement erfordert.

In Bezug auf die Fachkompetenzen ist der Weg ins Gymnasium deutlich anspruchsvoller, aber notwendig ist lediglich der Fokus auf einen Notendurchschnitt oder das Bestehen einer Aufnahmeprüfung. Im Kanton Aargau beispielsweise genügt ein Notendurchschnitt von 4.7 als Eintrittsbillet in die Kantonsschule. Ein solcher kann erreicht werden, manchmal sogar mit (sehr) wenig Aufwand, vorausgesetzt, man ist motiviert. Notfalls ist eine finanzielle Unterstützung durch Lernstudio, Nachhilfe oder auch durch freiwillige Klassenwiederholung nötig. Dies hat zur Folge, dass ein nicht kleiner Anteil derjenigen, die den Sprung ins Gymnasium schaffen, lediglich besonders fleissig sind oder durch das Elternhaus gefördert werden und deshalb nur am Rande über die ‚überdurchschnittlichen‘ Fähigkeiten verfügen, die dem Gymnasium traditionell zugeschrieben oder von ihm eingefordert werden (möchten).

Attraktivitätssteigernde Potenziale für die Berufsbildung ergeben sich somit dann, wenn sie im Hinblick auf die traditionellen Zugangswege über die Bücher gehen würde: So wie sie aktuell gestaltet sind, erscheinen sie im Vergleich zum Gymnasium als (zu) anspruchsvoll, zu wenig attraktiv und aus entwicklungspsychologischer Perspektive als oft überfordernd.

Herausforderung II: Verschlinkung des Übergangssystems

Die aktuelle Situation ist paradox: Auf der einen Seite klagen viele Branchen über den Lehrlingsmangel, andererseits dreht jeder zehnte Jugendliche eine Warteschlange oder ist arbeitslos. So waren im Mai 2014 15'399 Jugendliche zwischen 15 und 24 Jahren ohne Arbeit (Seco, 2014) und 16'500 befanden sich im Übergangssystem. Damit werden alle Angebote bezeichnet, die eine Brücke bauen zwischen obligatorischer Schulzeit und einer Berufslehre resp. einer weiterführenden Schule. Dazu gehören beispielsweise ein Motivationssemester, ein 10. Schuljahr, eine Au-Pair-Stelle oder ein Praktikum. Jugendliche, wel-

che sich in diesem Übergangssystem befinden, teilen eine gemeinsame Erfahrung: dass der Übergang Schule-Beruf für sie nicht erwartungsgemäss funktionierte. Die Hintergründe sind jedoch sehr unterschiedlich, so dass sich mindestens vier Gruppen Jugendlicher unterscheiden lassen:

- **Gruppe 1:** Zu ihr gehören Jugendliche, welche zwar eine höhere Ausbildung angestrebt hatten, diese jedoch auf dem geraden gymnasialen Weg nicht erreichen konnten.
- **Gruppe 2:** Sie umfasst solche Jugendliche, welche trotz mehr oder weniger intensiver Suche keinen Ausbildungsplatz gefunden hatten.
- **Gruppe 3:** Sie bündelt solche Jugendliche, welche schlecht orientiert waren und deshalb ohne Planung ins Übergangssystem hineinstolperten.
- **Gruppe 4:** Sie subsumiert diejenigen Jugendlichen, welche aufgrund ihres «strategischen Wartens» im Übergangssystem landeten, d.h., dass sie lieber eine weitere Schlaufe drehten als eine konkrete Ausbildung wählten.

Weshalb ist dies so? Folgt man den Erklärungen vieler Betriebe, so hat diese Situation einen konkreten Namen: die «fehlende Ausbildungsreife». Im April 2013 gaben mehr als 30% der befragten Betriebe als Gründe für ihre unbesetzten Lehrstellen einen «Mangel an qualifizierten Bewerberinnen und Bewerbern» an (Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation [SBFI], 2013). Hört man sich etwas herum, so lässt sich der Begriff auch weiter konkretisieren: Neben schlechtem Benehmen oder Unpünktlichkeit klagten viele Lehrbetriebe über fehlendes Grundlagenwissen heutiger Jugendlicher. Bewerberinnen und Bewerber könnten kaum mehr einen Text ohne Fehler schreiben oder würden die minimalsten mathematischen Grundoperationen nicht mehr beherrschen.

Solche Klagen wirken neu, sind es aber nicht. Wir kennen sie seit mindestens zwanzig Jahren. Manchmal sind es einfach Schutzbehauptungen, weil sich Betriebe nicht verändern oder keine Ausbildungsplätze mehr anbieten wollen. Die Klagen sind jedoch so intensiv, dass sich die Bildungspolitik damit auseinandersetzen muss. Nur, was ist zu tun? Einfach mehr Drill von der obligatorischen Schule verlangen, damit sie diese Mängel behebt und garantiert, dass alle Schüler über «Mindestkompetenzen» verfügen? Wir alle wissen, dass dies angesichts der heutigen heterogenen Schülerklientel und unter den gegebenen finanziellen Bedingungen kaum im geforderten Tempo möglich sein wird. Sollen somit

die Betriebe ihre Anforderungen nach Ausbildungsreife strikt durchsetzen und deshalb Ausbildungsplätze aufgrund fehlender Qualifikationen der Bewerberinnen und Bewerber streichen? Dies wiederum wäre für die Nachwuchs- und Fachkräftesicherung unseres Landes fatal. Schon letztes Jahr verzeichnete der Verband für Maschinen-, Elektro- und Metallindustrie Swissem für seine Branche einen Rückgang der Neuanstellungen von Lehrlingen um 8%.

Insgesamt sollte die aktuelle Situation zum Anlass genommen werden sich zu fragen, weshalb nach wie vor viele Jugendliche, die eigentlich eine betriebliche Ausbildung anstreben (könnten), im Übergangssystem landen. Zu diskutieren wären zwei mögliche Ursachen:

- erstens, dass es trotz eines erheblichen Ressourceneinsatzes bisher offenbar nicht gelungen ist, dieses Übergangssystem deutlich zu reduzieren. Vielleicht liegt es an der Vielfalt der Massnahmen. Aussenstehende gehen oft – nicht ganz zu unrecht – von einem «Massnahmenschwungel» aus. Eine Systematisierung könnte zum Ziel haben, die Vielfalt zu reduzieren und die Angebote im Übergang Schule-Beruf so zusammenzufassen, dass sie zu einer tatsächlichen «Brücke» werden.
- zweitens, dass eine Änderung der Selektions- und Rekrutierungspraxen einen neuen Blick auf verborgene Potenziale zu Tage fördern könnte. Anzunehmen ist nämlich, dass die demographische Entwicklung ein Mehr an Durchlässigkeit erzwingen wird und zwar auf allen Ebenen, auch auf derjenigen des Übergangssystems.

Herausforderung III: Veränderung der Selektionspraxen

Das Dossier Lehrlingsmangel (Stamm, 2013) hat deutlich gemacht, dass Ursachen des Lehrlingsmangels auch bei den Betrieben selbst liegen und keinesfalls nur beim Akademisierungstrend oder bei der fehlenden Ausbildungsreife der Jugendlichen. Orientiert man sich nämlich an den ‚Best Practice-Betrieben‘, d.h. an denjenigen Betrieben, welche in der Regel alle Lehrstellen – unter Kontrolle des «Image-Faktors» – besetzen können, so zeigt sich, dass diese sich in insgesamt acht Punkten von solchen Betrieben unterscheiden, denen dies nicht gelungen ist. Erfolgreiche Betriebe

- werben systematisch und kontinuierlich um gute Auszubildende und schreiben solche auch direkt an;
- arbeiten regelmässig mit Schulen und Bildungsträgern zusammen und machen auf ihr Unternehmen aufmerksam;

- bemühen sich systematisch darum, Eltern frühzeitig zu erreichen;
- arbeiten direkt mit Berufsberatungen zusammen;
- bauen bedeutungsvolle Gesten in ihre Strategien ein (Präsenz an Betriebs- und Ausstellungensmessen etc.);
- nutzen Anreize, welche Jugendliche an sie binden. Deshalb sind solche Anreize *nicht* konsumorientiert (wie Fahrstunden, SMS-Minuten etc.), sondern setzen auf Kompetenzerweiterung und Karrieremöglichkeiten wie interessante Weiterbildungen oder einen Einsatz in einer Auslandsfiliale;
- berücksichtigen Bewerbungen von Jugendlichen aller Schulniveaus;
- gewichten Multi-/Basis-Checks und schriftliche Bewerbungsunterlagen, Schulnoten und Absenzen geringer, Persönlichkeitsmerkmale wie Leistungsbereitschaft, Höflichkeit, Fleiss, Pünktlichkeit etc. jedoch höher.

Zusammengefasst sollten Betriebe viel stärker zwischen Leistung (Schulnoten) und Potenzial unterscheiden und Fähigkeiten jenseits des schulischen Wissens in ihren Rekrutierungsstrategien berücksichtigen. Die einseitigen Klagen über die «fehlende Ausbildungsreife» sind wenig innovativ und bilden nur die eine Seite der Medaille ab. Denn wer zu sehr auf schulische Kompetenzmerkmale setzt, schränkt den Kreis potenziell guter Bewerberinnen und Bewerber stark ein und nutzt das Potenzial in keiner Art und Weise.

Dass ein Perspektivenwechsel Not tut, zeigt das neueste Lehrstellenbarometer (SBFI, 2014). Im Juni 2014 waren 23'500 Lehrstellen noch offen. Zwischen den angebotenen und nachgefragten Lehrstellen klappte eine grosse Lücke. 80'000 angebotenen Stellen standen 73'000 nachgefragte Stellen gegenüber. Während die Situation vor allem in Berufen mit hohem Image-Faktor relativ günstig war, fehlten Lehrlinge in den weniger nachgefragten Berufen. Offenbar finden aber Kandidaten mit zweifelhaften Qualifikationen – spricht: mit einer geringen Ausbildungsreife – trotzdem keinen Ausbildungsplatz. Es scheint, dass Betriebe ihre Lehrstellen lieber unbesetzt lassen. Damit ist jedoch niemandem geholfen.

Herausforderung IV: Geschlecht und Berufswahl

Das Geschlecht spielt bei der Berufswahl eine entscheidende Rolle. Und zwar nicht nur bei den jungen Frauen und Männern selbst, sondern auch bei allen am Berufsfindungsprozess Beteiligten – also auch bei den Eltern und Lehrkräften. Zudem haben Berufe ebenfalls ein Geschlecht. Sie sind geprägt durch die Betriebs-

und Branchenkulturen, in denen sie entstanden sind und in denen sie ausgeübt werden. Dies zeigt sich auch bei der Benennung. Berufsbezeichnungen bringen das Image von Berufen zum Ausdruck und formen diese wiederum. Sie rufen konkrete Bilder und Vorstellungen hervor, die immer sozial und geschlechtsbezogen geprägt sind. Das bedeutet, dass junge Frauen und Männer unterschiedliche Vorstellungen über die Arbeit in einem Beruf haben.

Dürfte dies einer der Gründe sein, weshalb die Berufswahl nach wie vor relativ deutlich geschlechtstypisch erfolgt und unser Berufsbildungssystem deshalb als «geschlechtersegregiert» gilt? Denn eigenartig ist ja, dass zwar seit den 1990er Jahren junge Frauen zunehmend höhere Bildungsabschlüsse als junge Männer erzielen und auch ihr Anteil in der beruflichen Grundbildung ständig gewachsen ist. Heute beträgt er gemäss dem Bundesamt für Statistik 41%. Allerdings – und dies dürfte obige Vermutungen stärken, beschränkt sich die Präsenz junger Frauen vorwiegend auf wenige der insgesamt ca. 230 Berufe. In allen anderen Berufen sind sie massiv untervertreten (geblieben). So waren beispielsweise am 31. August 2013 in den technischen Berufen von 22'000 abgeschlossenen Lehrverträgen lediglich 1'000 mit jungen Frauen besetzt. Unter den am stärksten mit Frauen besetzten Ausbildungsberufen befanden sich die Dienstleistungsberufe mit 5'000 an Frauen und 4'500 an Männern vergebenen Lehrstellen.

Die Forschung geht davon aus, dass die Geschlechtersegregation wie folgt zustande kommt: In der Primarschule sind die Lernerfolge in Mathematik resp. den MINT-Fächern (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften, Technik) bei beiden Geschlechtern ungefähr gleich. Erst beim Beginn des Fachunterrichts treten geringfügige Unterschiede in den naturwissenschaftlichen Fächern auf, die sich mit der Zeit vergrössern. Etwa in der siebten Klasse wenden sich insbesondere die Mädchen von MINT-Fächern ab. Erklärt wird dies damit, dass sich in der kritischen Phase der Pubertät eine geschlechtstypische Identitätsentwicklung verstärkt, weshalb sich Mädchen seltener MINT-Interessen zuwenden. Dieser Rückzug hat ihre Grundlage in kulturellen Überzeugungen, wonach die Knaben für diese Bereiche geeigneter seien. Dazu kommt, dass die Selbsteinschätzung von Mädchen in diesen Bereichen ebenfalls geringer ist als diejenige der Knaben. Auch bei gleichen Leistungen entscheiden sich Mädchen erst für einen MINT-Beruf, wenn sie sich kompetent fühlen. Verstärkt wird das Ganze durch einen starken *Gender-Bias* in der Wahrnehmung der Leistun-

gen von Mädchen und Knaben bei Lehrkräften. Vielfach belegt ist dabei, dass Knaben in MINT-Fächern häufiger und positivere Rückmeldungen bekommen als Mädchen. Die Häufigkeit und die Form von positivem Feedback ist jedoch eine ganz wichtige Grundlage für die Ausbildung von fachlichen Interessen. Da sich Mädchen zudem stärker als Knaben auf das Feedback von Lehrkräften verlassen, kann dies letztlich zum geringeren Interesse und zu einer selteneren Wahl eines solchen Berufes führen.

Eine geschlechtsspezifische Identität, geschlechtsstereotype Wahrnehmungen und Rückmeldungen von Lehrkräften (aber auch von Gleichaltrigen!) sowie als Folge davon eine geringere Selbsteinschätzung und schlechtere Schulleistungen von Mädchen in naturwissenschaftlichen und technischen Fächern führen zu ihrem Rückzug aus solchen Berufswahlen und zu einer Beschränkung auf typisch weibliche Berufe.

Gut belegt ist, dass solche Geschlechtsstereotypen auch ein Ergebnis der betrieblichen Einstellungsmuster sind. Als traditionelle Ausschlussmechanismen gelten nach wie vor allem Vorstellungen, Frauen verfügten über geringere physische Voraussetzungen, sie seien weniger belastbar, hätten ein unzureichendes technisches Verständnis oder es mangle ihnen an manuellen bzw. handwerklichen Fähigkeiten. Dazu kommen Ausreden, wie etwa, dass sanitäre Anlagen für Frauen fehlen würden oder dass junge Frauen dem Verhalten, den Einstellungen und der Sprache in einer männlichen Arbeitsgruppe kaum gewachsen seien.

Zusammengefasst bestehen attraktivitätssteigernde Entwicklungspotenziale darin, dass Betriebe gezielt junge Frauen zur Bewerbung einladen, Betriebspraktika für sie einrichten, früh schon in Schulen und bei Eltern werben und dabei sichtbar machen könnten, dass diese Branchen gerade für Frauen ein attraktives Berufsumfeld darstellen.

Darüber hinaus sollten Betriebe ihre Einstellungsmuster systematisch und selbstkritisch überprüfen und gezielt verändern: Inwiefern sind Vorurteile gegenüber Frauen vorhanden in Bezug auf ihre physischen Voraussetzungen, ihre Belastbarkeit, ihr technisches Verständnis, ihre intellektuellen Fähigkeiten oder ihre Fähigkeit, sich in ein männerdominiertes Team einzufügen?

Fazit

Als Ursachen nachlassender Attraktivität der beruflichen Ausbildung gelten allgemein kon-

junktuelle und soziale Faktoren. Zu den letzteren gehören die höhere Bildungsbeteiligung der Jugendlichen und eine längere Verweildauer in der Schule, verbunden mit dem Wunsch nach möglichst hohen Bildungsabschlüssen («Akademisierungstrend»).

Es gibt jedoch viele Faktoren jenseits dieser Perspektive. Reflektiert und optimiert die Berufsbildung die in diesem Briefing Paper diskutierten vier Entwicklungsbereiche – der in jeglicher Hinsicht ausgesprochen anspruchsvolle Zugangsweg, die Unübersichtlichkeit des Übergangssystems, die rigiden Selektionspraxen sowie die geschlechtersegregierende Berufswahl – so könnte sie einen bedeutsamen Wertbeitrag für die Attraktivität der Berufsbildung leisten und auch dem Nachwuchsmangel zumindest in Ansätzen begegnen. Aber dazu wäre ein Perspektivenwechsel nötig, der ein anders ausgerichtetes «Talentmanagement» (Stamm, 2012) zur Folge hätte und insbesondere die Hauptakteure – Eltern und Lehrkräfte – viel stärker einbeziehen würde. Dies wird in Briefing Paper 4 verdeutlicht.

Weiterführende Literatur

Albert, M., Hurrelmann, K. & Quenze, G. (2010). 16. Shell Jugendstudie. Frankfurt: Fischer.

Hoeckel, K. et al. (2009). Learning for Jobs. OECD Studie zur Berufsbildung Schweiz. Paris: OECD. <http://www.oecd.org/switzerland/42837311.pdf>

Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI) (2014). Lehrstellenbarometer. Detaillierter Ergebnisbericht (April 2014). Bern: SBFI.

Sinus Studie (2012). Wie ticken Jugendliche? Düsseldorf: Haus Altenberg.

Stamm, M. (2012). Talentmanagement in der beruflichen Grundbildung. Dossier 12/2. Universität Fribourg: Departement Erziehungswissenschaften. http://www.margritstamm.ch/component/docman/cat_view/4-dossiers.html?Itemid=

Stamm, M. (2013). Lehrlingsmangel: Strategien zur Rekrutierung des Nachwuchses. Dossier Berufsbildung 13/2. Bern: Swiss Education. http://www.margritstamm.ch/component/docman/cat_view/4-dossiers.html?Itemid=

Strahm, R. H. (2010). Warum wir so reich sind. Bern: h.e.p.

Strahm, R. H. (2014). Die Akademisierungsfalle. Bern: h.e.p.

Briefing Paper 4: Gesellschaftliche Einflüsse

Was steckt hinter der Tatsache, dass das Gymnasium für viele Eltern derart attraktiv ist? Diese Frage ist nur zu beantworten, wenn man die gesellschaftlichen Entwicklungen der letzten zwanzig Jahre miteinbezieht. Dann wird nämlich erst deutlich, dass der nach wie vor starke Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und Bildungserfolg eine bedeutsame Rolle spielt. Ob Eltern den gymnasialen Weg in den Blick nehmen oder nicht, hängt von ihren Bildungsentscheidungen ab, und diese fallen je nach sozialer Herkunft unterschiedlich aus.

Die Folgen der Bildungsexpansion

Die seit den 1970er Jahren anhaltende Bildungsexpansion hat nicht zu dem geführt, was sich unsere Gesellschaft von ihr erhofft hat: dass auch Arbeiterkinder deutlich häufiger den Weg an die Universitäten finden und auf diese Weise aufsteigen können. Nicht die soziale Herkunft sollte die Grundlagen des Schulerfolgs sein, sondern die erbrachte Leistung. Zwar hat sich die Akademikerquote in den letzten vierzig Jahren mehr als verdoppelt, doch gilt dies vor allem für Akademikerkinder, die heute zu fast 90% studieren, während die Quote solcher aus Arbeiter- resp. Migrantenmilieus nur unwesentlich gestiegen ist und heute ca. 23% beträgt, bei den Kindern von Ungelernten sind es nur 1%.

Somit prägt eine nach wie vor gehobenere soziale Herkunft den Zugang zum Gymnasium. An sich wäre dies noch kein Problem, solange das Prinzip der Leistungsgerechtigkeit gewahrt ist. Die Ungleichheit wird aber dann zum Problem, wenn ein Gymnasiumsbesuch nicht die Folge von angemessenen Fähigkeiten und Begabungen ist, sondern eine Folge der Herkunft sowie der finanziellen Unterstützungsmöglichkeiten des Elternhauses. Mit Bezug zur hier diskutierten Frage heisst dies: Jugendliche aus bildungsnahen Elternhäusern werden – manchmal mit Biegen und Brechen – ins Gymnasium gelotst – obwohl viele von ihnen vielleicht handwerkliche Talente hätten. Lehrkräfte von Gymnasien berichten, wie ihnen zunehmend die Mitte des Leistungsprofils wegbreicht. Sie haben sehr gute Schülerinnen und Schüler, aber auch schlechte, die keine Idee haben, weshalb sie an dieser Schule sind und was aus ihnen werden soll.

Umgekehrt könnte ein nicht kleiner Teil der eher bildungsfern aufwachsenden Jugendlichen ein Gymnasium absolvieren, doch verfügen sie nicht über die notwendige Elternunterstützung und oft auch nicht derjenigen von Lehrkräften!). Und vor allem könnten viele von ihnen eine an-

spruchsvollere Berufsausbildung absolvieren als sie dies tatsächlich tun. Doch fehlt ihnen eine Lobby (Eltern, Netzwerke und auch Lehrkräfte, welche an sie glauben und sie herausfordern). Solche Bildungsungleichheiten sind zentral für das Verständnis der Attraktivität der Berufsbildung und der Bedeutung der Eltern als mögliche Promotoren.

Wie entstehen Bildungsungleichheiten?

Traditionell geht die Bildungsforschung davon aus, dass Bildungsungleichheiten auf zwei Wegen entstehen, durch primäre und sekundäre Herkunftseffekte.

- **Die primären Herkunftseffekte** werden direkt durch die soziale Herkunft bestimmt und zeigen sich in den schwächeren schulischen Leistungen benachteiligter Kinder. Die Gründe hierfür liegen kaum in der Intelligenz, sondern in erster Linie in ungünstigen Lerngewohnheiten, in der geringen Wertschätzung von Bildung und Lernen durch das Elternhaus oder in einem autoritären oder Laissez-faire-Erziehungsstil, der dem Kompetenzerwerb abträglich ist. Solche Effekte lassen sich bereits früh, meist schon beim Kindertarteneintritt, nachweisen.
- **Die sekundären Herkunftseffekte** hingegen sind unabhängig von den Schulleistungen des Kindes. Sie beruhen auf dem Entscheidungsverhalten der Eltern, das sie meist auf familiäre Bildungsvorstellungen, auf überlieferte Wertvorstellungen und auch auf eigene Schulerfahrungen abstützen. Sekundäre Herkunftseffekte – dies zeigt die Forschung eindrücklich – spielen die zentrale Rolle im Hinblick auf den Bildungserfolg.

Bildungsentscheidungen

Solche Unterschiede lassen sich mit den Theorien der Bildungsentscheidungen erklären. Sie zeigen auf, weshalb diese herkunftsspezifisch ausfallen. Das bekannteste Modell ist dasjenige von Boudon (1974). Diesem Modell entsprechend entscheiden drei Komponenten darüber, welche Bildungsentscheidung Eltern fällen:

- der angenommene Ertrag der Berufswahl
- die Wahrscheinlichkeit, mit der angenommen wird, dass diese Wahl auch tatsächlich verwirklicht werden kann;
- die Kosten, welche diese Bildungsentscheidung nach sich ziehen.

Gemäss der Theorie der Bildungsentscheidungen differieren die Entscheidungen der Eltern bei der Berufswahl nach Sozialschicht. Demnach verfü-

gen höhere Sozialschichten über eine grössere Bildungsmotivation, zeigen geringere Investitionsrisiken und gewichten auch das Sozialprestige höher als tiefere Sozialschichten. Daher entscheiden sie sich eher für das Gymnasium, d.h. den akademischen Bildungsweg.

Eltern unterer Sozialschichten entscheiden sich hingegen bei gleichen Schulleistungen ihrer Kinder deutlich seltener für ein Gymnasium, weil sie vor den erwarteten Kosten zurückschrecken und die Erträge nicht besonders hoch gewichten, das frühe Einkommen in der Berufslehre jedoch als besonders wichtig erachten und auch die niedrigeren anfallenden Kosten. Gleichzeitig kennen sie das Gymnasium nicht aus der eigenen Erfahrung und vertreten oft die Ansicht, wer studiere, wisse nicht, was arbeiten heisse.

Die Theorie der Bildungsentscheidungen eignet sich auch dafür, zu erklären, weshalb die Matura in bildungsorientierten Familien heute fast zum Muss geworden ist: Weil das Sozialprestige so stark gewichtet wird, vergleichen sich Eltern nicht selten mit dem «sozialen Nachbarn», d.h. mit der Nachbarschaft, den Freunden oder Berufskollegen. Dabei entwickeln sie eine Angst vor dem Gedanken, ihr Kind könne etwas nicht, was andere können, das aber auch von ihm erwartet wird und es gegenüber anderen auszeichnen sollte. Der Philosoph Alain de Botton (2004) bezeichnet dieses Gefühl als Statusangst: die Angst von Vätern und Müttern vor dem Statusverlust, die Angst davor, als Verlierer dazustehen, wenn das Kind das Gymnasium nicht schafft.

Der Fahrstuhleffekt relativiert die Matura

Gerade die Tatsache, dass in bildungsnahen Familien fast alle Kinder eine Matura anstreben und die Quote inklusive Berufsmatura gemäss Tabelle 1 auf mehr als 30% gestiegen ist, hat einen so genannten «Fahrstuhleffekt» entstehen lassen. Der Begriff stammt von Ulrich Beck (1989) und meint, dass die Erarbeitung eines kollektiven Mehrs an Einkommen, Bildung, Recht und Massenkonsum unsere Gesellschaft insgesamt eine Etage höher hat fahren lassen. Dieser Fahrstuhleffekt hat zur Folge, dass in dem Masse, wie der Bedarf nach Bildung wächst, ihr Wert

sinkt. Würde man die Matura-Quote auf beispielsweise 40% heben, dann wäre sie nicht mehr so viel Wert wie bis anhin. Denn auch für sie würde es aufgrund der Massierung einen Fahrstuhleffekt geben, so dass es für sie alle immer enger würde.

Deshalb lohnt sich für die, welche «oben» sind, das Engagement nur beschränkt. Denn wenn sich alle ähnlich verhalten und mehr in ihre Leistungen investieren, zählt auch eine gute Leistung weniger als bisher. Bude (2011) veranschaulicht dies an einem Beispiel: Wenn im Fussballstadion alle aufstehen, um besser aufs Spielfeld zu sehen, sieht niemand besser als wenn alle sitzen.

Fazit

Früher war die Konservierung des Bestehenden zentral. Der Sohn sollte den gleichen Beruf wie der Vater wählen, die Tochter wie die Mutter. In der heutigen Gesellschaft hat sich dies immer mehr verloren. Aufstiegsmobilität und entsprechende Bildungsentscheidungen sind allgegenwärtig. Dabei verfestigen sich die Strukturen immer mehr, so dass der Trend zum Gymnasium heute für sehr viele der Weg der Pflicht geworden ist. Dies zeigt sich unter anderem auch in der Statuspanik vieler bildungsambitionierter Eltern. In ihrer sozialen Angst, das Kind könne nicht mithalten, tun sie alles Erdenkliche dagegen. Deshalb stellt sich die Frage, welche Rolle Eltern für ihre Kinder jenseits des soziologischen Modells der Bildungsentscheidungen spielen. Darauf wird in Briefing Paper 5 eingegangen.

Weiterführende Literatur

- Beck, U. (1989). Die Reisegesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt: Suhrkamp.
- Boudon, (1974). Education, opportunity, and social inequality. New York: Wiley.
- Bude, H. (2011). Bildungsangst. Was unsere Gesellschaft spaltet. München: Hanser.
- de Botton, A. (2004). Statusangst. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Briefing Paper 5: Die Eltern und ihr Einfluss auf die Berufswahl

In Brief Paper 4 ist deutlich geworden, dass sich der sozio-ökonomische Status der Eltern stark auf Bildungsentscheidungen und somit auch auf die unmittelbare Laufbahnentscheidung auswirkt. Briefing Paper 1 hat jedoch klar gemacht, dass sich das Phänomen der Bildungsungleichheit nicht nur auf Eltern, Lehrkräfte und Schule reduzieren lässt. Es sind auch die vielfältigen Formen der ausserschulischen Bildung, d.h. der Alltagsbildung, zu berücksichtigen. Dazu gehören beispielsweise die vielfältigen Massnahmen zur Lernunterstützung, die Gleichaltrigen, die Vereine, aber auch die Medien.

Weil die Eltern insgesamt die wichtigste Rolle in den Laufbahnentscheidungen spielen, sollen sie in diesem Briefing Paper etwas genauer unter die Lupe genommen werden. Drei Schwerpunkte stehen dabei im Mittelpunkt: wie Eltern im Hinblick auf die Schulleistungen ihres Nachwuchses reagieren, inwiefern sie als Ratgeber fungieren sowie wie geschlechtsspezifisch sie ihre Kinder beeinflussen.

Eltern als wichtigste Manager und Ratgeber

Trotz der stark gewachsenen Rolle der Gleichaltrigen sind Väter und Mütter in den letzten Jahren im Prozess der Berufsorientierung nicht weniger wichtig geworden, im Gegenteil. Ihre Unterstützung, besonders in emotionaler Hinsicht, ist bedeutsamer geworden. Diese empirisch vielfach belegte Tatsache wird allgemein anerkannt. Gerade bei der Frage nach der Attraktivität der Berufsbildung geht sie jedoch häufig vergessen. Eltern stehen selten im Fokus von PR-Massnahmen zur Stärkung der Berufsbildung. Dies wäre jedoch absolut zentral, denn Väter und Mütter haben früh schon bestimmte Vorstellungen darüber, was ihr Kind einmal können, werden und sein sollte. Dies wurde in Briefing Paper 4 zu den Bildungsentscheidungen deutlich. Der Grossteil der Eltern begleitet und kontrolliert den Aufwuchsprozess sehr genau. Vielfach sind es die Mütter, welche die sozialen Bezugspersonen im Prozess der Berufsorientierung darstellen. Es erstaunt somit kaum, dass viele Jugendlichen ihre Eltern als wichtigste Ressource bei der Berufswahl bezeichnen.

Dies geht auch aus den Untersuchungen des Leading Houses «Bildungsökonomie: Übergänge, Kompetenzen und Arbeitsmarkt» an der Universität Genf hervor. Diese Untersuchungen, welche auf Daten der TREE-Studie und dem

Schweizer Haushalt-Panel basieren, unterstreichen nicht nur den grossen Elterneinfluss auf die Wahl des Bildungswegs, sondern differenzieren ihn auch anhand der Leistungen der Kinder. Demnach ist der Elterneinfluss am grössten bei Kindern mit durchschnittlichen, kleiner jedoch bei Kindern mit sehr guten oder schlechten Schulleistungen.

Was bedeutet dies für die Thematik des vorliegenden Dossiers? Dass Eltern gerade auf diejenigen Kinder, welche aufgrund ihrer durchschnittlichen Schulleistungen sowohl das Gymnasium als auch eine Berufslehre in den Blick nehmen (müssen), einen besonders grossen Einfluss haben dürften. Ihre Erwartungen können den Nachwuchs sowohl über- als auch unterfordern.

Solche subtilen und komplexen Einflüsse zeigen sich in verschiedenen unserer Untersuchungen (vgl. Dossier 12/4: Migranten als Aufsteiger sowie Dossier 12/2: Talentmanagement in der beruflichen Grundbildung). So berichten Jugendliche in überwiegendem Ausmass von sehr klaren elterlichen Vorstellungen. Offenbar gewähren viele Eltern ihren Kindern vordergründig Entscheidungsfreiheit, hintergründig verfolgen sie jedoch den gymnasialen Weg als Normkonzept. Auch wenn die Eltern so tun, als ob sie die Entscheidungshoheit ihrem Kind überlassen, können sie die Bildungslaufbahn und Berufswahl auf anderen Ebenen und vor allem in emotionaler Hinsicht gut beeinflussen. Die Mütter spielen dabei eine ganz wichtige Rolle.

Häufig wird der Bildungsweg in der Primarschule entschieden

Eltern haben je nach sozialer Schicht unterschiedliche Zukunftsvorstellungen, was aus ihren Kindern werden soll. So wollen bildungsnaher Eltern im Vergleich zu Arbeitereltern – und bei vergleichbaren Schulleistungen ihrer Kinder – 3.8-mal so häufig, dass ihr Kind das Gymnasium besucht (Solga & Menze, 2013). Auch aus Schweizer Studien – etwa aus der FASE-Untersuchung von Markus Neuenschwander (vgl. Zollinger, 2009) – ist bekannt, dass Eltern spätestens in der vierten Klasse höchst sensibilisiert sind, wie es mit ihrem Nachwuchs weitergehen soll. Viele von ihnen machen sich konkret Sorgen, aus ihren Kindern könnte nichts Rechtes werden und sie könnten im Leistungswettbewerb nicht bestehen.

Dabei haben die Berufsvorstellungen der Eltern viel mit ihrer eigenen Berufsbiographie zu tun. Zum einen ist es die eigene Herkunft oder die Berufserfahrung, zum anderen sind es Lebenshoffnungen und Lebenspläne für die Kinder. Gerade in einfachen Migrantenfamilien ist häufig oft so, dass die Eltern den Wunsch haben, der Sohn oder die Tochter möge etwas Besseres werden als es ihnen selbst gelungen oder verwehrt geblieben ist.

Es erstaunt somit wenig, dass bereits bei Schuleintritt sehr genau auf angemessene Schulleistungen geachtet wird. Allerdings unterscheiden sich bildungsnahe von bildungsfernen Familien. Stellen sich in bildungsnahen Elternhäusern schlechte Noten ein, steigt die Angst und damit die Bereitschaft, in die Ausbildung zu investieren. Deshalb wird oft unmittelbar reagiert: mit häuslicher Lernunterstützung, mit externer Nachhilfe, mit Lernstudios oder auch mit Interventionen bei den Lehrkräften.

In bildungsfernen Familien hingegen sind Eltern meist hilflos, sobald sich schlechte Schulleistungen einstellen. Es fehlt ihnen sowohl das fachliche Know How als auch das ökonomische Kapital für Unterstützungsleistungen. Deshalb sinkt auch ihr Glaube an die Wahrscheinlichkeit, das Kind könne die Schullaufbahn erfolgreich absolvieren. Entsprechend investieren sie wenig in Bildung und resignieren auch im Gespräch mit den Lehrkräften.

Mama und Papa organisieren die Berufswahl

Kommt der Nachwuchs langsam in die Pubertät, nimmt die Sorge der Eltern zu, ihr Kind könnte vielleicht doch nicht den Weg einschlagen, den sie sich vorstellen. Sie nehmen dann häufig die Berufsorientierung gar nicht als Prozess wahr, sondern lediglich als Umsetzungsphase ihrer eigenen Vorstellungen im Vergleich zu anderen Familien und deren Kindern. Wenn diese eher den akademischen Weg einschlagen, dann soll das Gleiche für den eigenen Nachwuchs gelten. Eine realistische Beurteilung seiner Fähigkeiten und Interessen bleibt deshalb nicht selten auf der Strecke. Dass der Sohn eigentlich enorm schulumüde ist und vielleicht eher handwerkliche Talente hätte, bleibt ausgeblendet und damit auch, dass der berufliche Ausbildungsweg weit besser zu seinem Profil passen würde als eine akademische Laufbahn.

Aber auch dann, wenn sich der Nachwuchs für eine Berufslehre entscheidet, stehen häufig wiederum die Mütter im Mittelpunkt. Ihre Sorge ist dabei gross, der Sprössling könnte seine Zeit verplempern. «Meine Tochter kann sich einfach

nicht entscheiden, obwohl sie ja weiss, was sie werden möchte» ist dabei ein Argument, das wir in unserer Längsschnittstudie zur Talententwicklung von Lernenden immer wieder gehört haben (Stamm et al., 2009; Stamm, 2016). Nicht selten dient es dazu, um sich selbst stärker einzumischen und den Berufswahlprozess zu kanalisieren. Dazu gehört, dass der Ausbildungsberuf auch für die Eltern (und nicht nur für die Jugendlichen selbst) als Visitenkarte verstanden wird. Es ist ihnen wichtig, was andere Familien, die Nachbarn, die Verwandtschaft oder die Arbeitskollegen über die in Frage kommenden Berufe denken. Attraktiv sind deshalb solche Berufe, die auf eine gewisse gesellschaftliche Achtung schliessen lassen (Image-Faktor).

Dazu kommt die so genannte «Scheuklappenperspektive»: In einer kleinen Studie im Jahr 2016 haben wir Eltern von Jugendlichen (15 bis 18 jährige) befragt, wie viele Berufe sie in die Berufswahl ihres Kindes miteinbezogen haben. Die Ergebnisse in Tabelle 2 zeigen den erstaunlichen Sachverhalt, dass jedes dritte Elternpaar lediglich zwischen einem und drei Berufen in die Auswahl aufgenommen hat und fast jedes zweite Elternpaar vier bis sechs Berufe. Im Vergleich hierzu hatten die Söhne und Töchter hingegen ein grösseres Spektrum. Weil jedoch Mama und Papa die Berufswahl organisieren und sie zu 87% ein wenig oder ziemlich deutlich beeinflussen (Tabelle 3), hat der Nachwuchs oft nicht die Freiheit in der Berufswahlen, die man im allgemeinen zugesteht. Dies wird auch aus den Antworten der Jugendlichen in Tabelle 3 mehr als deutlich.

Tabelle 2: Eltern und ihre Scheuklappenperspektive

Anzahl Berufe in der Perspektive	Eltern (N=386)	Söhne und Töchter (N=393)
1 bis 3 Berufe	34%	18%
4 bis 6 Berufe	47%	48%
7 bis 9 Berufe	12%	29%
Mehr als 9 Berufe	7%	5%

Warum sind Eltern, insbesondere Mütter, so dominant? Erstens, weil die Lehrstellensuche sehr belastend ist, weshalb Eltern eine Komplexitätsreduktion betreiben und dadurch versuchen, ihr Kind so zu beeinflussen, dass es sich lediglich auf ein Mindestmass von vier Berufen konzentriert.

Tabelle 3: Berufsentscheid

Sohn/Tochter ...	Eltern (N=386)	Söhne und Töchter (N=393)
überhaupt nicht beeinflusst	13%	9%
ein wenig beeinflusst	39%	37%
deutlich beeinflusst	46%	54%

Besonders wichtig ist allerdings, dass es Berufe sind mit dem grössten Image-Faktor.

Ausbildungsberufe als Visitenkarten und Hinweisschilder

Weil Jugendliche bei der Berufswahl auch nach sozialer Anerkennung suchen, ist es ihnen wichtig, was die Anderen über die in Frage kommenden Berufe denken. Attraktiv sind deshalb solche Berufe mit Visitenkarte, d.h. die auf coole, reiche und geachtete Menschen schliessen lassen. Ist dies nicht der Fall, reagieren Jugendliche ablehnend oder zumindest sehr zurückhaltend auf solche Berufe.

Für Eltern und ihren Nachwuchs sind Berufsbezeichnungen Hinweisschilder dafür, was sie im Beruf erwarten könnten. Berufe wie Bäcker oder Metzger werden oft falsch interpretiert, mit Märchenbüchern und Kassetten ihrer Kindheit assoziiert, deshalb als hoffnungslos veraltet gehalten und gemieden.

Eine solche Einschränkung hat auch damit zu tun, dass Väter und Mütter eher traditionell männliche resp. weibliche Berufe unterstützen.

Geschlechtsspezifische Elternunterstützung

Eltern nehmen die Fähigkeiten ihrer Kinder oft durch eine geschlechtsspezifische Brille wahr. Deshalb gibt es deutliche Unterschiede, wie sie die Berufswahl ihrer Söhne und Töchter unterstützen. So gilt der Vater im Hinblick auf die Wahl eines technischen oder IT-Berufes als wichtiger und wird als bedeutendere Informationsquelle genutzt, während die Mutter vor allem dann zu Rate gezogen wird, wenn es sich um soziale Berufe oder Gesundheitsberufe handelt. Diese Geschlechtsspezifität führt dazu, dass Eltern gegengeschlechtliche Kompetenzen eher selten unterstützen. Folgedessen entscheiden sich Mädchen und Knaben nur dann für geschlechtsuntypische Berufe, wenn ihre Eltern selbst in solchen Berufen tätig sind oder ein progressives Geschlechtsrollenbild haben, wenn sie selbst Frauen oder Männer in untypischen Berufen kennen.

Dies hat zur Folge, dass Knaben und Mädchen, die einen Beruf anpeilen, der wenig dem Geschlechtsrollenstereotyp entspricht, sowohl innerhalb der Familie als auch in ihrem Freundeskreis eher alleine dastehen und zusätzliche Energien investieren müssen, um ihre Wahl durchzusetzen oder zu legitimieren.

Geschlechtsatypische Elternunterstützung wäre jedoch ganz besonders wichtig. Zwar kümmern sich viele Berufsverbände mit als typisch männlich oder typisch weiblich geltenden Berufen in letzter Zeit sehr um eine Modernisierung. Aber bis diese wirklich ins Bewusstsein der Gesellschaft selbst und insbesondere auch der Medien gelangt ist, würden Mädchen und Knaben in dieser Beziehung die besondere Unterstützung der Eltern brauchen.

Informationsveranstaltungen und Elternratgeber

Heute dominiert die Ansicht, dass Eltern ihren Nachwuchs im Hinblick auf die Berufswahl gezielt beraten sollen. Dabei wird angenommen, dass sie hierzu automatisch in der Lage sind. Dem ist aber nicht so. Zum einen kennen viele Eltern Strukturen und Möglichkeiten unseres Bildungssystems nicht, insbesondere das, was seine Durchlässigkeit betrifft. Diese Informationslücke ist sowohl bei bildungsambitionierten als auch eher bildungsfernen und auch bei ausländischen Familien festzustellen.

Gerade Eltern einfacherer Schichten fühlen sich deshalb oft nicht in der Lage, das Kind in dieser Hinsicht zu beraten. Manchmal entziehen sie sich auch der Verantwortung und übertragen diese Aufgabe der Schule, der Berufsberatung oder Dritten. Dies dürfte auch einer der Gründe sein, weshalb Eltern, sowohl einheimische als auch migrantische, Informationsveranstaltungen zur Berufsorientierung häufig fernbleiben. In der Regel können sie kaum nachvollziehen, was sie dort erwartet und welche Rolle sie in der Berufsorientierung ihrer Kinder einnehmen sollten – vor allem natürlich dann, wenn ihre Meinung schon lange gemacht ist. Bei Eltern mit Migrationshintergrund sind es in erster Linie sprachliche Barrieren oder dann ihre Vorstellung, berufliche Orientierung sei alleine eine Aufgabe der Schule. Ferner spielen auch äussere Faktoren eine Rolle wie etwa die Grösse der Veranstaltung, der oft geringe Integrationsgrad und die fehlende eigene berufliche Sozialisation (z.B. keine eigene Berufsausbildung) sowie das niedrige Bildungsniveau, mangelndes Interesse und mangelnde Eigeninitiative.

Es gibt inzwischen viele Ratgeber für Eltern zur Unterstützung der Berufswahl ihrer Kinder. Die

allermeisten von ihnen richten sich jedoch an einheimische Mittelschichteltern, die sprachkundig, selbstbewusst und motiviert sind. Andere Elterntypen kommen oft gar nicht vor. Dabei wäre es von grosser Wichtigkeit, gerade ausländische Eltern explizit anzusprechen. Häufig stammen sie aus Ländern, in denen die Berufsbildung kaum eine Tradition hat, weshalb Schweizer Berufsbildungsabschlüsse in den Heimatländern nicht besonders angesehen sind. Entscheiden sich solche Familien gegen eine Berufslehre für ihre Kinder, so dürfte dies viel mit solchen Ursachen zu tun haben. Deshalb wäre es zentral, wenn auch Arbeitgeberverbände und Organisationen der Arbeitswelt vermehrt Information anbieten würden, welche das Schweizer Bildungssystem mit Fokus auf Berufsbildung und Durchlässigkeit erklären und dabei auch die (frühe) beeinflussende Rolle der Eltern integrieren würde.

Insgesamt fehlt es nicht an Information zur Berufswahl, wohl jedoch an solcher relevanter Art. Oft wissen Eltern (und ihre Kinder) zudem kaum, wie sie vorhandene Berufsinformationen auswählen und gewichten sollen. Zudem kommen sie viel zu spät damit in Kontakt.

Fazit

Eltern sind der bedeutsamste Haltepunkt bei der Berufswahl. Die Familie hat in diesem Bereich somit keinesfalls einen Funktionsverlust erlitten. Deshalb ist es erstaunlich, dass ihre Rolle in der gegenwärtigen Diskussion um die Attraktivität der Berufsbildung und den Lehrlingsmangel nur marginal berücksichtigt wird.

Eine systematische Integration der Elternarbeit in die Berufswahlvorbereitung, aber insbesondere auch in die Kampagnen rund um die Werbung für die Berufsbildung, ist notwendig. Elternarbeit muss jedoch bereits am Anfang der

Zukunftsplanung der Kinder einsetzen, also nicht erst in der Sekundarstufe I.

Davon zu unterscheiden ist die interkulturelle Elternarbeit. In erster Linie ist die Zusammenarbeit zwischen migrantischen Eltern und Bildungsinstitutionen zu verbessern. Insgesamt müssen so genannt «bildungsferne Eltern» und «bildungsferne Eltern mit Migrationshintergrund» erreicht werden, um sie für den Berufsorientierungsprozess ihrer Kinder zu sensibilisieren und nach Möglichkeit in die Rolle eines kompetente(r)en Begleiters zu schlüpfen.

Weiterführende Literatur

Behörde für Soziales und Familie (Hrsg.) (2005). Welche Rolle spielt das Geschlecht bei der Berufswahl? Hamburg: Amt für Familie, Jugend und Sozialordnung.
https://www2.bibb.de/tools/fodb/pdf/eb_23103.pdf

Solga, H. & Menze, L. (2013). Der Zugang zur Ausbildung. Wie integrationsfähig ist das deutsche Berufsbildungssystem? WSI-Mitteilungen, 66, 1, Schwerpunktheft «Von Insidern und Outsidern. Zur Integrationsfähigkeit des Berufsbildungssystems», 5-14.

Stamm, M., Niederhauser, M. & Müller, R. (2009). Begabung und Leistungsexzellenz in der Berufsbildung. Eine empirische Studie zu den Ausbildungsverläufen besonders befähigter Jugendlicher im Schweizer Berufsbildungssystem. Schlussbericht zuhanden der Berufsbildungsforschung des BBT. Fribourg: Departement für Erziehungswissenschaften.

Stamm, M. (2016). Goldene Hände. Praktische Intelligenz als Chance für die Berufsbildung. Bern: hep.

Ulrich, J. G. (2006). Berufsbezeichnungen und ihr Einfluss auf die Berufswahl von Jugendlichen. Abschlussbericht. Bonn: BiBB.

Zollinger, Y. (2009). Ehrgeizige Eltern – gute Schüler? Fokus, S. 3-5.

Briefing Paper 6: Was könnte man tun? Fünf Empfehlungen

Ausgehend von der Tatsache, dass die Berufsbildung zunehmend Mühe hat, genügend Nachwuchs zu finden und sich gegen das Gymnasium zu behaupten, haben die Briefing Papers 1 bis 5 die Hintergründe thematisiert, weshalb dies so ist. Aufgezeigt worden ist dabei insbesondere, dass Eltern die wichtigste Orientierungsinstanz für den Nachwuchs sind. Dabei ist jedoch deutlich geworden, dass Väter und Mütter als Zielgruppe einen mehrheitlich weissen Fleck darstellen und Elternarbeit in den Strategien zur Rekrutierung des Nachwuchses, wenn überhaupt, oft nur am Rande erwähnt wird. Im Hinblick auf das Schweizer Berufsbildungssystem und seine Möglichkeiten verfügen Eltern zudem oft nur über marginales Wissen.

Wenn die Berufsbildung somit als gleichwertige Alternative zum akademischen Bildungsweg wahrgenommen und in der Praxis auch gewählt werden soll, dann braucht es zunächst einmal eine umfassende Aufklärungsarbeit. Darüber hinaus sind jedoch ebenso neue Ideen gefragt, welche das Ansehen der Berufslehre deutlicher vermitteln. Nur so lassen sich zukünftig vermehrt leistungsstarke Jugendliche für die Berufsausbildung gewinnen.

Im Folgenden werden Empfehlungen formuliert, die sich auf fünf Schwerpunkte konzentrieren: (1) auf grundsätzliche Informationsstrategien; (2) auf die Grundlagen von Elternarbeit; (3) auf interkulturelle Familienarbeit; auf (4) den Fokus früherer Berufsorientierung sowie (5) auf entsprechende Aktivitäten von Betrieben.

Empfehlung 1: Grundsätzliche Informationsstrategien

Allgemein besteht ein grosses Wissensdefizit bei den Eltern über das Schweizer Bildungssystem. Dieses Defizit betrifft sowohl einheimische als auch ausländische, gut und weniger gut gebildete Eltern. Die Ursachen, weshalb dem so ist, liegen zum einen in der Nichtverfügbarkeit entsprechender Informationen zu Beginn der Bildungslaufbahn, zum anderen in der Unfähigkeit, aber auch in der Nichtbereitschaft von Eltern, sich solches Wissen selbst zu besorgen sowie komplexe Informationen und Zusammenhänge nachzuvollziehen und eigene Schlüsse zu ziehen.

Aber auch die Qualität der zur Verfügung stehenden Informationsangebote für Eltern von Oberstufenschülern ist oft wenig angemessen. Entweder sind sie unverhältnismässig ausführ-

lich, komplex gestaltet, mit Fachbegriffen übersät respektive in Amtssdeutsch abgefasst und nur mit grösserem Aufwand zugänglich. Akademikerhaushalte, welche viel Zeit, Geld und Engagement investieren, sind deshalb deutlich bevorzugt. Daraus folgt:

- Es sind Informationsunterlagen für Eltern zu schaffen, die aufzeigen, dass Bildungsentscheidungen bewusst gefällt werden müssen. Eltern sollten dabei mit spezifischen Fragen konfrontiert werden, so etwa, welches ihre Erwartungen sind und weshalb, welche Kompromisse sie ev. eingehen sollten und welche Alternativen zur Verfügung stehen.
- Die Informationsangebote sollten eine gezielte Orientierung zum Berufsbildungssystem und zu seinen Möglichkeiten bieten. Broschüren und Arbeitshefte sind deshalb zu überarbeiten und die Möglichkeiten der Berufsbildung inklusive der Durchlässigkeit viel deutlicher aufzuzeigen. Gerade auch im Hinblick auf ausländische Eltern, welche aus ihrem Herkunftsland das Berufsbildungssystem nicht kennen, sollten die Möglichkeiten der Berufslehre explizit den Möglichkeiten des akademischen Bildungsweges gegenübergestellt werden.
- Der inhaltlichen und visuellen Gestaltung des Informationsmaterials für die Berufsbildung sollte höchste Priorität beigemessen werden: Die Informationen dürfen nicht komplex sein und müssen gut verarbeitet werden können. Notwendig sind mehr bildliche Darstellungen von Berufen, weil solche besser in der Lage sind, die zentrale Bedeutung von Bildungsinvestitionen aufzuzeigen als ein zwanzigseitiger Text.
- Explizit erwünscht sind Formate, welche auf dem Modell- resp. Vorbildlernen aufbauen und bestimmte Botschaften an potenzielle Auszubildende und ihre Eltern übermitteln: Solche Modelle sollten aus allen sozialen Schichten kommen und anhand ihres Lebensweges beispielhaft aufzeigen. Vertreten sein sollten
 - **Modelle, die gute Schüler gewesen waren** und bewusst den Weg in die berufliche Grundbildung gewählt und entsprechend anspruchsvolle und attraktive Ausbildungsplätze gefunden haben.
 - **Modelle, die zwar schlechte Schüler gewesen waren**, mit der Berufslehre jedoch die zweite Chance gepackt haben. Dafür mussten sie sich entsprechend einsetzen und entwickeln.

- **Modelle, die erst beim zweiten Anlauf** einen Ausbildungsplatz bekommen haben, der Einsatz sich jedoch gelohnt hat.
- **Modelle, die eine Berufslehre absolviert haben, obwohl ihnen alle zum Gymnasium geraten hatten.** Sie haben die Möglichkeiten der Durchlässigkeit genutzt, weshalb ihnen heute auch die akademische Welt offen steht.

Empfehlung 2: Grundlagen von Elternarbeit

Väter und Mütter werden von ihren Kindern in der Regel als Experten des Berufswahlprozesses und des Arbeitsmarktes verstanden. Deshalb sollte man ihre Potenziale stärker in schulische und ausserschulische Angebote zur Berufsorientierung integrieren. Wichtig ist dabei, dass die Kooperation auf dem Prinzip der Freiwilligkeit beruht. Ausserdem sollten die Angebote und Initiativen möglichst frühzeitig einsetzen, da Berufsorientierung auf elterlichen Bildungsentscheidungen basiert und deshalb ein langfristiger Prozess ist, der bereits in der Primarschule einsetzt.

Eine wichtige Grundlage von Elternarbeit ist, dass Väter und Mütter ihre eigene Rolle in diesem Prozess reflektieren. Dies gilt vor allem deshalb, weil nicht alle Eltern realistische Vorstellungen vom Verlauf der Bildungsbiografie ihrer Söhne und Töchter haben, von den jeweiligen Zugangsvoraussetzungen und den zu erwartenden Bildungsrenditen. Dies trifft sowohl für bildungsnahe als auch bildungsferne Eltern zu. Gerade wegen des oft falsch verstandenen Ehrgeizes, das eigene Kind um jeden Preis ins Gymnasium zu schicken, sollte die Förderung der Entscheidungskompetenz von Kindern ebenfalls zu einem Standard von Elternarbeit werden. Auch Lehrkräfte sollten in dieser Hinsicht sensibilisiert und trainiert sein.

Elternarbeit muss jedoch zielgruppenorientiert ausgerichtet sein. Grundlegend zu unterscheiden sind Angebote, die an Migranteneltern adressiert sind (vgl. Empfehlung 3) von solchen, welche sich an einheimische Eltern richten. Dabei sind die Angebote zu differenzieren, je nachdem, ob es sich eher um bildungsambitionierte Eltern oder solche aus einfachen Sozialschichten handelt. Die erste Gruppe braucht vor allem gutes Informationsmaterial, vielfältige Angebotsformen (Elternsprechstunden, Informationsabende resp. Veranstaltungen mit Ausbildungsbetrieben im grösseren und kleineren Kreis, gemeinsame Besuche von Berufsinformationszentren, Nutzung von Social Media etc.). Angebote für Eltern einfacher Sozialschichten sollten Elternsprechtage in Betrieben beinhalten, Betriebsbesichtigungen, sowie Informationsveranstaltungen mit

Lehrkräften und Berufsberatungen. Spezifische Erstkontakte sollten dabei über die Klassenlehrkräfte erfolgen.

Insgesamt ist eine gute Erreichbarkeit von Eltern aus sozial schwächeren Schichten viel bedeutender als für bildungsnahe Elternhäuser.

Empfehlung 3: Interkulturelle Familienarbeit

Die berufsorientierte Elternarbeit, welche sich an Eltern mit Migrationshintergrund richtet, muss die interkulturellen Kontexte von jungen Menschen und ihren Eltern in den Mittelpunkt stellen. Deshalb sollte sie verschiedene Zielsetzungen haben. Grundlegend ist die Optimierung der strukturellen Rahmenbedingungen, damit Elternarbeit überhaupt wirksam werden kann. In erster Linie geht es um das, was bereits in Empfehlung 1 formuliert worden ist: um die Bereitstellung von geeignetem Informationsmaterial in der jeweiligen Muttersprache. Ein solcher Leitfa-den sollte

- für unser Schul- und Berufsbildungssystem sowie den Arbeitsmarkt sensibilisieren
- unterschiedliche Rollenverständnisse von Schule und Eltern thematisieren
- die Wichtigkeit einer Ausbildung aufzeigen
- einen neuen Blick auf Berufe ermöglichen, die nicht lediglich im Herkunftsland gute Chancen haben
- die Entwicklung weiter gefasster Berufsvorstellungen unterstützen
- die Hintergründe geschlechtsspezifischen Berufswahlverhaltens aufzeigen
- einen Beitrag zur Veränderung von Vorstellungen des schnellen Geldverdienens leisten.

Des Weiteren sollten bereits bestehende Projekte im Bereich des interkulturellen Übergangsmangements Schule-Beruf überprüft werden, inwiefern sie Schwerpunkte berücksichtigen wie: Familienbesuche, thematische und mehrsprachige Veranstaltungen und Elternabende unter Einsatz von Multiplikatoren als Gatekeeper (Schlüsselpersonen von Migrantenvereinigungen, Unternehmer sowie Auszubildende mit Migrationshintergrund; erfolgreiche Auszubildende mit Migrationshintergrund als Vorbilder resp. Modelle), Betriebsbesichtigungen sowie Besuche von Berufsinformationszentren.

Die letzten beiden Schwerpunkte haben eine besondere Bedeutung, haben gerade solche Eltern doch häufig keinerlei Erfahrungen im Umgang mit solchen Einrichtungen. Durch entsprechende Kontakte können das Spektrum an Berufen erweitert und die Zugangsvoraussetzungen zu Betrieben und Berufslaufbahnen geklärt werden.

Gleichzeitig wird es dadurch für Migranteneltern eher möglich, sich in ein Netzwerk einzuklinken.

Alle diese Bemühungen müssen explizit auf die Überwindung von Sprachbarrieren ausgerichtet werden. Zweisprachigkeit soll deshalb gewährleistet sein.

Auch Elterninitiativen sind eine gute Strategie, um mehr Auszubildende mit Migrationshintergrund für (anspruchsvollere) Berufslehren zu gewinnen. Besonders erfolgreich sind Projekte, in denen Eltern selbst eine Leitrolle einnehmen und vermitteln, übersetzen und begleiten. Insbesondere die Mütter sollten für solche Projekte gewonnen werden, da sie oft über ein geringes institutionelles Vorwissen verfügen, aber innerhalb der Familie bei der Berufswahl eine entscheidende Rolle spielen.

Empfehlung 4: Frühe Information und Beratung

Gerade weil bekannt ist, dass elterliche Erwartungshaltungen einen wichtigen Einfluss auf die Schulleistungen des Nachwuchses haben und Bildungsentscheidungen sehr früh schon, meist bereits im Primarschulalter, gefällt werden, müssen einfach zugängliche Informationen zum Bildungssystem und seinen Möglichkeiten viel früher als bisher zur Verfügung gestellt werden. Falsch ist es, wenn dies erst kurz vor der ersten Schnupperlehre der Fall ist. Richtungsweisende Bildungsentscheidungen sind dann längst gefallen – mit Blick auf das Kind manchmal passende, oft aber auch unpassende, d.h. über- oder unterfordernde.

Legitimieren lässt sich dieses «Früher=besser» mit Forschungsergebnissen (Briefing Paper 4), wonach Eltern, die früh schon mit bestimmten, aus ihrer Sicht vielleicht fremden oder unattraktiven Bildungslaufbahnen bekanntgemacht werden, eher geneigt sind, sich für solche Optionen zu entscheiden. Anzunehmen ist deshalb, dass Eltern in einem frühen und noch weniger belasteten Zeitpunkt der Schullaufbahn ihres Nachwuchses gewillter sind, ihre Vorbehalte gegenüber der Berufsbildung etwas revidieren.

In der Diskussion um den ungebrochenen Trend zum Gymnasium und die beeinträchtigte Attraktivität der Berufsbildung liegt in der frühen, auf Bildungsentscheidungen fokussierte Eltern- und Informationsarbeit ein verschüttetes Potenzial, das es aufzudecken gilt.

Empfehlung 5: Aktivitäten von Betrieben

Welche Handlungsmöglichkeiten ergeben sich aus den in diesem Dossier dargestellten Er-

kenntnissen für Betriebe? Trivial ist als erstes, dass Betriebe erkennen sollten, dass sie selber aktiv werden müssen. Hierzu sind bereits im Dossier «Lehrlingsmangel» (Stamm, 2013) einige Ausführungen gemacht worden. Zweitens sollten sie ihre Bemühungen explizit auch auf die Eltern als wichtigste Promotorengruppe ausrichten. Das bedeutet, die Eltern von potenziellen Auszubildenden aller Schulniveaus

- systematisch und früh schon anzuschreiben und auf ihr Unternehmen aufmerksam zu machen;
- gezielt an Ausbildungsmessen und Betriebsbesichtigungen einzuladen;
- drüber zu informieren, dass sie Persönlichkeitsmerkmale wie Leistungsbereitschaft, Höflichkeit, Fleiss, Pünktlichkeit etc. höher gewichten als Schulnoten oder Multi-/Basis-Checks;
- auch auf Kompetenzerweiterung und Karrieremöglichkeiten hinzuweisen, die in ihren Betrieben mit einer Berufslehre verbundene sind: etwa dass Fortbildungen schon während der Berufslehre (wie beispielsweise der Erwerb von EDV- und Fremdsprachenkenntnissen) möglich sind oder auch definierte Auslandsaufenthalte;
- im Hinblick auf die Praxisanteile der Berufsausbildung aufzuklären und ihnen darzulegen, dass schulmüde Jugendliche im dualen System besser aufgehoben sind;
- über die Möglichkeiten der Schnupperlehre zu informieren und sich dann auch zu bemühen, diese attraktiv und realitätsgetreu zu gestalten;
- zu überzeugen, dass sie an ihrem Sohn/ihrer Tochter als Lernende interessiert sind;

Keine Lösung des Attraktivitätsproblems und für Bildungsentscheidungen von Eltern kaum relevant sind materielle resp. konsumorientierte Anreizsysteme wie sie aktuell vermehrt eingesetzt werden (etwa Autofahrstunden, SMS-Minuten etc.).

Schliesslich sollten sich Betriebe auch proaktiv um Kontakte zu Schulen bemühen, um dort ihre Angebote präsentieren zu können und sich ihrer als Zuweiser zu versichern.

Weiterführende Literatur

Stamm, M. (2013). Dossier Lehrlingsmangel. Strategien zur Rekrutierung des Nachwuchses. (http://www.margritstamm.ch/component/docman/cat_view/4-dossiers.html?Itemid=).

